

Ph. Sp.

491.^w

Ph. Sp. 491 W

Liew

Die
Begriffsbestimmung
vornehmlich in ihrer Beziehung
zur Pädagogik.

Inaugural-Dissertation
der
philosophischen Fakultät
der
Universität Jena
zur
Erlangung der Doctorwürde

vorgelegt von
C. C. Van Liew.
aus Chicago.

J E N A
Druck von Ant. Kämpfe
1893.

285



Vorwort.

Die vorliegende Schrift ist aus einem zwiefachen, praktischen Interesse hervorgegangen; einerseits hat mich die logisch-philosophische Bedeutung der Frage samt ihrer Beziehung zur Wissenschaft überhaupt, andererseits ihre spezielle Beziehung zur Pädagogik angeregt, die Theorie der Begriffsbestimmung näher zu untersuchen, um dasjenige festzustellen, was in praktischer Hinsicht als Massgebendes und Verwendbares festgestellt werden kann. Die Definitionstheorie, wie die logische Begriffslehre überhaupt, bildet einen Teil der Logik, der die innigsten Beziehungen hat zu gewissen psychologischen und erkenntnistheoretischen Thatsachen. Da nun „jede Wissenschaft (scientia) ein Gewebe von Begriffen, Urteilen und Schlüssen ist“ (Drobisch), die zusammen die wissenschaftliche Erkenntnis ausmachen, und da die Klarheit und Deutlichkeit der Erkenntnis auf der Bestimmung der Begriffe, die sie ausmachen, beruhen, so leuchtet unmittelbar ein, dass die Definitionslehre eine gewisse

praktisch - formelle Beziehung zur Wissenschaft besitzt. Wie gesagt, sind die Untersuchungen nicht lediglich logisch geblieben, sondern sie mussten sich vielmehr in Beziehung setzen zu gewissen psychologischen und erkenntnistheoretischen Thatsachen; nur so lässt sich die vorwiegend praktische Aufgabe erledigen, da ja jene Thatsachen jetzt anerkannterweise notwendige Voraussetzungen der Wissenschaft sind. Man spricht heutzutage auf jedem Gebiet der Wissenschaft von einer „wissenschaftlichen Methode“, der gewisse erkenntnistheoretische und psychologische Anschauungen zu Grunde liegen, und die deshalb ihre Berichtigung mehr im erkennenden Subjekt, als im erkannten Objekt, der Wissenschaft selbst, findet. Gerade deshalb haben sich die folgenden Untersuchungen bemüht, die Beziehung der Begriffsbestimmung zur Methode der Wissenschaft, namentlich auch bei der Frage der Real- und Nominaldefinition, aufzuzeigen.

Was nun ferner die Beziehung der Definitionslehre zur Pädagogik anbelangt, so war es keineswegs die Absicht, ihr eine grosse pädagogische Bedeutung oder Rolle zuzuschreiben, sondern vielmehr zu zeigen 1) inwiefern Definitionen, die einst so viel Missbrauch im Unterricht erfahren haben und vielfach auch noch heute erfahren, überhaupt eine natürliche pädagogische Verwertung finden können, und 2) wie die Bildung derselben, insofern sie pädagogisch zulässig sind, naturgemäss verlaufen soll. Schon die innige Beziehung der Begriffsbestimmung zu

der Begriffsbildung (und mit dieser befasst sich ja vorwiegend der erziehende Unterricht) weist also darauf hin, dass der pädagogische Wert der folgenden Untersuchungen nicht allein in den wenigen, teils negativen, teils positiven, pädagogischen Vorschlägen liegt, die sich feststellen liessen, sondern vielmehr in der ganzen Entwicklung der Definitionstheorie, die ja zu den logischen Vorbereitungs-erkenntnissen des Lehrers gehört. Dass ferner unseres Erachtens die Pädagogik sich meist negativ und verhältnismässig wenig positiv behufs einer unterrichtlichen Verwertung von Definitionen verhält und verhalten muss, erhellt schon aus der Darstellung der Genesis, des Charakters und des Zwecks der Definition überhaupt. Nach diesen drei Massstäben ergibt sich eben sowohl wo die Begriffsbestimmung in der Unterrichtsmethode zulässig ist, als auch die jeweilige Verschiedenheit ihrer Gestaltung.

Der Verfasser.

A. Bildung und Wesen des Begriffs.

Die Möglichkeit einer Begriffsbestimmung setzt voraus das Vorhandensein eines Begriffs. Die Form einer Begriffsbestimmung hängt aufs innigste zusammen mit der Bildung und Beschaffenheit eines Begriffs. Also bedarf eine Theorie der Definition zunächst einer klar gefassten Theorie der Bildung und des Wesens der Begriffe, woraus alsdann jene ihre Hauptformen, sowohl in genau wissenschaftlicher, als auch in minder strenger Hinsicht, entnimmt. Es handelt sich also zunächst um eine übersichtliche Darstellung dessen, was in Bezug auf Wesen und Bildung des Begriffs feststeht.

Betrachten wir die geistige Entwicklung des Einzelnen, mit besonderer Rücksicht auf die Entstehung seiner Begriffe, so finden wir, dass sich zwei wesentlich verschiedene, und in gewissem Sinne entgegengesetzte geistige Hauptvorgänge in seinem Innern vollziehen, der erste die notwendige Voraussetzung und Bedingung des zweiten, der zweite eine natürliche Ergänzung und Vertiefung des ersten. Diesen Vorgang, der sich zunächst nur in Beziehung auf die äussere Welt vollzieht, also

vorzugsweise ein sinnlicher ist, bezeichnen wir mit dem Worte „Wahrnehmung“ oder „Anschauung“¹⁾. Den zweiten, der lediglich ein innerer Vorgang ist, dessen Erfolg auf der Vollkommenheit und Genauigkeit der Anschauung beruht, nennen wir „Abstraktion“ oder Begriffsbildung im engeren Sinne. Beide machen wichtige Teile desjenigen geistigen Vorgangs aus, den wir als „Denken“ bezeichnen; beide sind insofern einander entgegengesetzt, als Anschauung vom allgemeinen, wenn auch dürftigen und oft verschwommenen Konkreten zum besonderen Konkreten, Abstraktion hingegen, vom Einzelnen zum Allgemeinen fortschreitet. Da der Inhalt einer gesunden Abstraktion lediglich auf dem Boden der mehr oder weniger vollkommenen und genauen Anschauung beruht, kann diese als die unentbehrliche Grundlage und notwendige Bedingung jener, jene als die vernünftige Vervollkommnung dieser aufgefasst werden, — ein Gedanke, der übrigens seit dem Verfall des Dogmatismus schon weithin Anerkennung und Ausdruck gefunden hat und namentlich von Kant in dem berühmten Satze trefflich zusammengefasst wurde: „Begriffe ohne Anschauungen sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind.“

Betrachten wir den ganzen Vorgang der Begriffsbildung in seinen Hauptzügen.

Ohne Zweifel sind die ersten Anschauungen des Menschen unbestimmt allgemeiner Natur. Die Masse der ersten sinnlichen Eindrücke erzeugt im Bewusstsein (sofern ein solches zunächst besteht) das allgemeine, wenn auch zugleich undeutliche Bild eines Ganzen. Dies ist

1) Den Ausdruck „Anschauung“ verstehe man in den folgenden Paragraphen nur im psychologischen Sinne als Synonym für „Wahrnehmung“ überhaupt.

zwar vorwiegend der Fall bei den Anschauungen der Kindheit, ist aber ein Zug der geistigen Thätigkeit jedes Alters. Nicht nur das Kind in seinen ersten Jahren, wo es sich vorzugsweise mit seinen sinnlichen Wahrnehmungen beschäftigt, sondern auch der erwachsene Denker, namentlich der Naturforscher, der die Welt- und Naturgesetze feststellen will, muss sich fortwährend in die Einzelheiten des Gegenstandes erst vertiefen. Hier handelt es sich um eine Vertiefung in das konkrete, besondere Material der wissenschaftlichen Gegenstände, um aus den dadurch gewonnenen wissenschaftlichen Anschauungen ein System der Wissenschaft erbauen zu können. Dort handelt es sich um eine Vertiefung in die Einzelheiten der Umgebung, die zunächst in dem allgemeinen Eindruck verschwinden, um 1) dem Kinde eine genaue Orientierung in der Aussenwelt zu verschaffen und 2) in den Anfängen der Erziehung die Grundlage seiner allgemeinen Bildung zu legen. Es ist ein langer Weg der Entwicklung von der kindlichen bis zur wissenschaftlichen Anschauung; demjenigen aber, der sich nie über die kindlich-naive Anschauungsart erhebt, schreiben wir eine hochgradige Oberflächlichkeit zu. Diese Auffassung der Anschauungs- bzw. Erfahrungsstufe des Denkens, die der induktiven Methode ihre ausserordentliche wissenschaftliche Bedeutung verschafft, und diese Unterscheidung zwischen der kindlich-naiven und der wissenschaftlichen Anschauung sind für Erziehung, Wissenschaft und Philosophie, und somit auch, in Ansehung der vorliegenden Aufgabe, für Begriffsbildung und Begriffsbestimmung von ausserordentlicher Bedeutung. Die Vollkommenheit eines Begriffs und die Gültigkeit seiner Bestimmung sind von dem Grade, in

dem die möglichen Einzelbetrachtungen erschöpft sind, abhängig. Wo diese Vertiefung ins Einzelne aufhören wird, vermögen wir in Ansehung der neueren und neuesten Leistungen der Technik und des Laboratoriums nicht zu beurteilen. Unserem jetzigen Zwecke genügt es, zu betonen, dass der ganze Aufbau des begrifflichen Denkens, welches doch das unentbehrliche Mittel bleibt zur Erreichung des Endziels, der Aufdeckung eines Gesetzes und seiner Bedeutung in den Erscheinungen, grössere Wahrheit und Genauigkeit beanspruchen darf, je breiter, tiefer und erschöpfender seine konkrete Grundlage ist.

Wirken gewisse Sinnesempfindungen auf den Geist des Individuums ein, so verhält sich die Seele dabei durchaus nicht passiv; sie wird vielmehr aktiv und, mit Hilfe der durch frühere gleiche oder ähnliche Eindrücke gewonnenen verwandten Erinnerungsbilder, assimiliert sie die neu hinzukommenden Empfindungen. Jede Empfindung, die beim aktiven Verhalten des Geistes auftritt, wird also wahrgenommen, wird zu einer Wahrnehmung; jeder Sinneseindruck, der nicht allen früheren sinnlichen Erfahrungen völlig heterogen ist, wird mit Hilfe aller verwandter Vorstellungsmassen apperzipiert, d. h. er gewinnt für das Bewusstsein des Individuums eine Bedeutung. Die erste Stufe der Begriffsbildung ist also eine Stufe der „massenhaften Eindrücke“¹⁾, die das aktive apperzipierende Verhalten der Seele in Wahrnehmungen und Anschauungen verwandelt. Wiederholen sich nun die Wahrnehmungen eines und desselben Gegenstandes, so setzt sich im Geiste ein Einzelbild des betreffenden Gegenstandes, seiner Verhältnisse oder seiner Thätigkeit fest.

1) Maennel, „Über Abstraktion.“

Dieses Bild, das wir auch Einzelvorstellung nennen, vermögen wir uns wieder mehr oder weniger klar im Bewusstsein zu vergegenwärtigen oder zu reproduzieren, auch bei Abwesenheit des sinnlichen Gegenstandes. Jedes so gewonnene Erinnerungsgebilde wird seinerseits wieder ein wichtiger Faktor in der Apperzeption und Aneignung neuer Eindrücke. Wiederholte Association dieser Einzelvorstellungen, wobei gleichzeitige heterogene Einzelbilder vereinigt vorgestellt werden, bilden sogenannte Gesamtvorstellungen, eben wie das gleichzeitige Nebeneinander der Einzelempfindungen einen Gesamtsinneseindruck ermöglicht. Es sind thatsächlich Gesamtvorstellungen, mit denen der Mensch, sei er Kind oder Erwachsener, operiert, denn in letzter Linie sind die Vorstellungen überhaupt nur relativ einfach und einzeln.

Ferner sind es Gesamtvorstellungen, mittelst derer sich der Abstraktionsprozess, die zweite Hauptstufe der Begriffsbildung, vollzieht. Wie die Abstraktion der Begriffe zustande kommt, ist allerdings eine Streitfrage gewesen. Ohne auf dieselbe hier einzugehen, werden wir den Abstraktionsprozess folgendermassen auffassen¹⁾:

Indem gleichartige Gesamtvorstellungen gewonnen und wiederholt associiert werden, wird das Gemeinsame in denselben durch Wiederholung und Verschmelzung verstärkt, das Unterschiedliche aber durch Hemmung geschwächt. Entweder wird derselbe Gegenstand oder dieselbe Erscheinung unter verschiedenen Verhältnissen und

1) Übrigens ist es für die Bedeutung und Bestimmung der Begriffe gleichgültig, wie sie sich von der Masse der unwesentlichen Einzelheiten, die den Gesamtvorstellungen stets anhaften, befreien, oder ob sie im Sinne des Realismus, Nominalismus oder Konzeptualismus aufzufassen sind.

zu verschiedenen Zeiten, oder es werden mehrere gleichartige Gegenstände wahrgenommen. In dem ersten Falle wird das wiederholte Erscheinen gewisser Züge unter verschiedenen Verhältnissen die entsprechenden Elemente im Gesamtbild der Seele verstärken; ungleichartige und unwiederholte Elemente aber werden geschwächt und gegenseitig gehemmt. Im zweiten Falle trägt der Geist zunächst mehrere gleichartige Gesamtbilder, die aber wegen ihrer Gleichartigkeit gewisse Elemente gemein haben; also verstärken die gleichartigen Gesamtbilder ihre gemeinsamen Elemente durch Verschmelzung, wobei sich die unterschiedlichen Elemente gegenseitig hemmen oder schwächen. So gewinnt man gewisse Komplexe von oft associierten Vorstellungselementen, die ursprünglich nicht allein, sondern von der Fülle der Einzelheiten begleitet, auftraten, die man aber, kraft ihrer Verstärkung, mehr oder weniger getrennt von der Begleitung der Einzelheiten vorzustellen vermag. Wir sagen, mehr oder weniger getrennt, denn immer wird der Versuch, solche Komplexe im Bilde vorzustellen, mit einer Einschleppung gewisser rein individueller Züge endigen. Einen solchen Komplex, welcher ein verstärktes Gemeines vorstellt, nennen wir eine allgemeine Vorstellung oder einen Begriff im weiteren Sinne. Mit Fug hat man den Begriff, was die Stärke seiner Elemente betrifft, „mit dem verjüngten, aber erhellten Bild einer Sammellinse“, oder, in Ansehung seiner Allgemeinheit, mit der in wenigen Zügen markierten Zeichnung verglichen. Der Vorgang seiner Entstehung ist ein rein psychologischer Akt, der sich ohne absichtliche Geistesarbeit, ja vielfach ohne besondere Willens-thätigkeit vollzieht. Darum können wir den Begriff auf dieser Stufe seiner Entwicklung den rein psycholo-

gischen Begriff nennen und denselben von den noch zu erörternden logischen Begriffen streng unterscheiden. Zum Teil gleichzeitig mit der Entwicklung seiner psychologischen Begriffe erwirbt sich der Einzelne die sprachlichen Bezeichnungen derselben, wodurch er sie in verknüpften Gedankengängen zum Ausdruck bringen kann, — was für die höhere Stufe des logischen Denkens ausserordentlich wichtig ist. — Kraft der Beweglichkeit der Vorstellungselemente wird der psychologische Begriff fortwährend verschoben und geändert. Das Kind, welches nur Laubbäume gesehen hat, gewinnt einen ganz anderen Begriff derjenigen Gegenstände, die es gemeinsam mit dem Worte Baum bezeichnet, als später, nachdem es Nadelbäume gesehen. Der Schwarze, der zum erstenmal einen Weissen sieht, empfindet sogar eine plötzliche, ja gewaltige Verschiebung seines Begriffs „Mann“. Je allgemeiner der entstehende Begriff, je beschränkter der Anschauungskreis des Individuums, desto grösser ist die Möglichkeit einer beständigen Begriffsverschiebung. So z. B. ist der Begriff „Pflanze“ weit mehr einer konstanten Veränderung ausgesetzt als der Begriff „Baum“; ein Gereister wird seine geographischen Begriffe häufiger verschoben, aber ungleich vollkommener finden als ein Nichtgereister. Es soll ferner erwähnt werden, dass die ersten Begriffe, die sich in der menschlichen Seele entwickeln, von mittlerer Allgemeinheit sind; so spricht das Kind vom Hunde, ehe es ihn Tier oder Windspiel nennt. Hier ist allerdings die Umgebung des Individuums sowohl hinsichtlich der Gegenstände seiner Erfahrung, als auch des Charakters seines Umgangs massgebend. Bisher haben wir die verschiedenen Stufen des Vorgangs psychologischer Begriffsbildung als gewisser-

massen getrennt oder wenigstens in einer zeitlichen Reihe auseinandergehalten aufgefasst. So streng aber dürfen wir diese Stufen als solche nicht betrachten, denn sinnliche Wahrnehmung und Anschauung hören nicht auf, um der psychologischen Abstraktion den Platz zu machen. Beides vollzieht sich gleichzeitig, muss sich gleichzeitig vollziehen; denn ohne die Auffassung des Allgemeinen im Einzelnen wäre kein Sinn in der Anschauung, und ohne das Fortbestehen der Anschauung gäbe es kein Mittel zur Prüfung und Vervollkommnung der Begriffe ihrem Inhalte nach.

Damit ist die Darstellung dessen, was für die logische Bildung und Bestimmung der Begriffe von Bedeutung ist, zum Abschluss gebracht. Fassen wir nun das zusammen, was für unser Thema massgebend ist, so gewinnen wir folgende Punkte: 1) Logische Begriffe, mit welchen die Begriffsbestimmung operiert, finden ihren Vorwurf, ihre Anknüpfung in den psychologischen Begriffen; 2) diese sind das Ergebnis einer unabsichtlichen Abstraktion, die sich innerhalb des Materials der Anschauung vollzieht. Ihren Inhalt entnehmen sie also der Anschauung; 3) der Charakter der Anschauung (hinsichtlich der Vollkommenheit, der Tiefe und des Umfangs) bestimmt den Charakter des psychologischen Begriffs.

B. Logische Begriffsbildung.

1. Mit der Bildung logischer Begriffe beginnen nunmehr die eigentlichen Betrachtungen der Begriffsbe-

stimmung. Mit der bewussten, absichtlichen Bearbeitung der Begriffe fängt die eigentliche Kultur an. Zunächst könnte diese Behauptung unbegründet erscheinen. Nehmen wir aber an, etwa der Naturmensch im natürlichen Verlaufe seiner Geistesentwicklung gelange allmählich zu immer höheren und höheren Allgemeinvorstellungen, bezw. psychologischen Begriffen. Selbst gemäss einem durchaus natürlich gedachten Vorgang der psychologischen Abstraktion, müsste es eine Grenze geben, die den Naturmenschen zwingt einmal in sich selbst zurückzukehren; es müsste in ihm eine Reaktion entstehen, die einen ihm bisher unbekannten Vorgang, die innere Wahrnehmung, erweckt. Bisher hat er sich mannigfaltige Vorstellungsmassen erworben, die alle seine Handlungen bestimmen konnten, die er im Leben praktisch verwerten konnte. Angeschaut hat er sie aber wohl nicht, noch weniger untersucht. Doch findet er sie im Laufe seiner Entwicklung begrenzt, unzureichend, und die Reaktion, die in seinem Inneren dadurch entsteht, wirkt auf die bisher meist nach aussen gerichteten Vorstellungsmassen, erweckt den Drang nach grösserer Klarheit und Bestimmtheit derselben und giebt somit dem Willen eine neue Richtung. Wo und wie die geistige Selbstbeobachtung anfängt, vermögen wir nicht zu bestimmen; wir wissen aber, dass die Betrachtung und Bearbeitung der durch die sinnliche Anschauung gewonnenen Vorstellungen aller Kultur vorausgehen. Im Volke ist der Weg von den rein psychologischen Begriffen hinauf zu logischen Bestimmungen noch lang und zwar führt er durch Aberglauben und Mythologie mit ihren entsprechenden Gebilden. Endlich gelangt der Mensch zu der strengen Untersuchung und Begründung auch bei ihm am längsten dunkel geblie-

benen Vorstellungen und Begriffe gemäss gewissen allgemeinen Weltanschauungen oder rein erkenntnistheoretischen, bzw. empirischen Grundsätzen, und es entwickeln sich demgemäss die Systeme der Philosophie und die exakten Wissenschaften. Die Bildung und Bestimmung der logischen Begriffe im weiteren Sinne sind also wesentliche Begleiterscheinungen der eigentlichen Geschichte und Kultur eines Volkes. Sie bedeuten, selbst in ihren ursprünglichsten Anfängen, eine Erhebung des Menschen über die blosse Selbsterhaltung, ein Wenden von der blossen Reflexion des Geistes auf die Natur zu einer Reflexion auf sich selbst, von der Knechtschaft rein äusserlicher und sinnlicher Vorgänge zur Freiheit des Innern. Diese Erhebung ist zunächst, wenn wir die ersten Kulturerzeugnisse in Betracht ziehen, eine phantasiemässige und ideale; später, wo der Drang nach Wahrheit nach und nach zur Herrschaft gelangt, wird sie philosophisch und wissenschaftlich.

Analog ist der Gang der logischen Begriffsbildung im Einzelnen. Das Kind, welches etwa im sechsten Lebensjahre in die Schule eintritt, besitzt bereits viele psychologische, aber keine logischen Begriffe. Es steht vielmehr auf der Stufe der phantasiemässigen Begriffsbildung, die, wie wir in der Geschichte eines Volkes sehen, den Übergang zur höheren Kultur bildet. Und wenn die ersten planmässigen Schritte zur Weiterbildung des Individuums in der Schule hauptsächlich auf die Kräftigung der Einbildungskraft gerichtet sind, so spitzen sich doch alle ihre Massnahmen zu auf die Erhebung des Zöglings zu möglichst klaren, deutlichen, bestimmten, logischen Begriffen, dass er einst im stande sei, sich an der Kulturarbeit seines Volkes zu

beteiligen. Die Begriffssysteme des Einzelnen aber, wie die des Volkes, sind das Ergebnis langer, oft mühsamer, geistiger Arbeit, einer Arbeit, die nur relativ zum Abschluss gebracht werden kann, denn eine fortwährende Vertiefung der Anschauung wirkt stets umgestaltend. Der Massstab eines logischen Begriffs ist deshalb nicht in seiner formalen Vollkommenheit noch in dem Grade seiner Vollkommenheit zu finden, sondern in der Art seiner Bildung. Wenn das Kennzeichen des psychologischen Begriffs in der unabsichtlichen, gewissermassen unbewussten Art seiner Entstehung bestand, so können wir jetzt logische Begriffe im allgemeinen auffassen als solche, die durch absichtliche Geistesarbeit und bewusste Willensthätigkeit zu stande gebracht werden. Demgemäss können wir ihnen einen grösseren oder geringeren Grad der Vollkommenheit zuschreiben und mit Berechtigung von logischer Begriffsbildung und -Bestimmung auf allen Erziehungsstufen reden. Sobald man versucht, einen bisher rein psychologischen Begriff dem Inhalte nach zu bestimmen, wird man gezwungen, gewisse allgemeine Züge abgesondert vom Individuellen zu denken, den Begriff absichtlich zu untersuchen und mit mehr oder weniger logischer Vollkommenheit abzugrenzen. Damit aber wird die rein psychologische Natur des Komplexes aufgehoben; das Vorgestellte fängt schon an, sich nach logischen Massstäben zu gestalten. Deshalb können nur logische, nie psychologische Begriffe bestimmt werden; jede Bestimmung ist eine logische Aufgabe, die eine bewusst logische Geistesarbeit voraussetzt. Wir sehen also, dass in gewissem Sinne logische Begriffsbildung und Begriffsbestimmung zusammenfallen. In beiden Fällen, wie später eingehender erörtert wird, sind

die Voraussetzungen dieselben; sie unterscheiden sich hauptsächlich dadurch, dass diese zum Ausdruck bringt, was jene geistig herausgearbeitet hat. Alles, was für die naturwüchsige, gesunde Entwicklung psychologischer Begriffe als erforderlich festgestellt wurde, gilt ebenfalls für die Bildung und Bestimmung logischer Begriffe, — aber noch mehr: es muss eine mehr oder weniger eingehende Geistesarbeit hinzukommen, die das Anschauungsmaterial einer logischen Prüfung unterwirft.

Um diese wichtige Divergenz zwischen der psychologischen und der logischen Auffassung der Begriffe noch einmal kurz hervorzuheben, können wir sagen:

1) Der Psychologie gilt der Begriff höchstens als eine allgemeine Vorstellung, die in unabsichtlicher Weise durch Hemmung und Schwächung ungleichartiger, unterschiedlicher, und Verschmelzung bzw. Verstärkung der gemeinsamen, gleichartigen Elemente eines in sich abgegeschlossenen Vorstellungskomplexes entsteht.

2) Der Logik gilt der Begriff als die Vorstellung des Gemeinsamen oder Allgemeinen, die durch Hinzutreten logischer Massstäbe in mehr oder weniger absichtlicher Weise entsteht. Also existiert der logische Begriff nur einmal; er ist ein Ideal, dem sich die Begriffe, die wir uns wirklich vorstellen, annähern sollen.

3) Bildung und Bestimmung der logischen Begriffe, wie schon einmal hervorgehoben, erfolgen durch die Verwertung des empirisch gewonnenen psychischen Materials. Sie setzen voraus das Vorhandensein eines für das betreffende Gebiet reichlichen Anschauungsschatzes. Innerhalb dieses empirischen Gedankenkreises werden sich gewisse allgemeine Vorstellungen entwickelt haben, die aber noch nicht bezüglich ihrer Gültigkeit untersucht

worden sind. In logischer Hinsicht sind sie unvollkommen, da sie entweder Merkmale, Elemente enthalten, die den relativ vollkommenen Begriffen fehlen, oder auch andere entbehren, die die letzteren nötig haben. Klarheit und Deutlichkeit können wir ihnen nur im beschränkten Grade zuschreiben. Namentlich fehlt es ihnen an Deutlichkeit oder Bestimmtheit, d. h. ihre einzelnen Elemente besitzen noch nicht die erforderliche Bewusstseinsstärke, um als solche klar erkannt zu werden. Die Aufgabe ihrer Umbildung und Bestimmung als logischer Begriffe ist also klar; man muss zunächst auf ihren Inhalt eingehen, denselben zerlegen, das dem Wesen des entsprechenden Gegenstande Korrespondierende abstrahieren und zusammenfassen. Bringt man dasselbe zum Ausdruck, so giebt man damit eine Begriffsbestimmung im weiteren Sinne. Es heisst also jeden psychologischen Begriff, der als wichtiges Denkelement dienen soll, zu möglicher Bestimmtheit, Deutlichkeit und Klarheit zu erheben durch die Begrenzung (definitio, ὁρισμός) seines Inhalts.

Wenn die Bildung des empirischen, psychologischen Begriffs vom Besonderen und Konkreten zum Allgemeinen und Abstrakten hinaufsteigt, so schlägt die Bildung des logischen Begriffs wenigstens zum Teile einen umgekehrten Weg ein, indem sie zunächst eine Analyse des Begriffenen unternimmt. Wie schon auseinandergesetzt, hat der rein psychologische Vorgang gewisse gemeinsame Elemente im Begriffe aufbewahrt, die schon, kraft ihrer Verstärkung durch Verschmelzung des Gleichartigen in ähnlichen Vorstellungskomplexen, dem Begriff eine psychische Energie verliehen haben, die weit über die anderer geistiger Vorgänge hinausgeht. Was der

Begriff aber an Energie gewonnen hat, hat er als Vor-
gestelltes an Klarheit und Deutlichkeit eingebüsst. Je
grösser die Allgemeinheit des Begriffs, desto schwieriger
und unsicherer ist seine Wiedervergegenwärtigung durch
den Vorstellensakt und desto dringlicher die Forderung
einer eingehenden Analyse seines Inhalts. Diese Analyse,
deren Erfolg ebenfalls auf die Gründlichkeit der An-
schauung und der Apperzeption beruht, ist keine will-
kürliche Analyse; sie soll vielmehr den Bedürfnissen und
der Natur des betreffenden Begriffs entsprechen. Die
Zerlegung eines Begriffs zeigt gewisse Begriffselemente,
die ihrerseits wieder weniger abstrakte und weniger allge-
meine, einfachere Begriffe oder Einzelvorstellungen sein
können. Diese Begriffselemente entsprechen ferner ge-
wissen Merkmalen der begriffenen Objekte und werden
deshalb selber Merkmale genannt.

Bei der Analyse eines Begriffs stellt sich nun her-
aus, dass in der Mehrzahl der Fälle viele Merkmale den
allgemeinen psychologischen Vorstellungen anhaften, die
keineswegs jedes konkrete Beispiel notwendig be-
gleiten, die darum der Erscheinung gar nicht wesentlich
sind. Diese Überlegungen führen uns zu dem Begriffe
des Wesentlichen im Dinge, in der Erscheinung. Wir
finden, dass eine gewisse Erscheinung stets mit einem
konstanten Komplex von Merkmalen auftritt, die teils
zufälliger, teils notwendiger Art sind. In diesem Falle,
schliessen wir, sind sie der Erscheinung wesentlich, in
jenem unwesentlich.

Diese Unterscheidung ist von höchster Wichtigkeit
für die Begriffsbestimmung, da der logische Begriff nie-
mals ein unwesentliches Merkmal in seinen Inhalt be-
wusst aufnehmen soll. Solche Unvollkommenheiten, die

den bekannten Erfahrungsthatfachen zuwiderlaufen, führen unvermeidlich zu falschen Schlüssen und falschem Denken. So z. B. schleppt der gewöhnliche Mensch das unwesentliche Merkmal „gehört“ mit in seinen Begriff „Wiederkäuer“ hinein. Dieses Merkmal in den logischen Begriff aufzunehmen, würde entweder eine mangelhafte Anschauung oder eine mangelhafte Analyse des Begriffenen aufweisen und sämtliche darauf begründete Urteile und Schlüsse in Frage stellen. Könnte man irgendwie nachweisen, durch Hinweisung auf alle bekannten Fälle oder durch die Beziehung des Merkmals zu anderen, dass Hörner dem Leben der Wiederkäuer notwendig wären, so wäre die Aufnahme des Merkmals „gehört“ berechtigt. Nun aber sind Hörner keineswegs notwendige Merkmale der Wiederkäuer, denn erstens vermögen diese Tiere als meist schnellfüssige ihren Feinden zu entfliehen, könnten also ihre Hörner als Wehrmittel entbehren, und zweitens benutzen sie sie selten, um ihr Futter zu erreichen; ihr Geweih also steht in keinem notwendigen Zusammenhang mit ihren Lebensbedürfnissen. Endlich stimmt dieser Schluss mit den Thatfachen überein. An diesem Beispiel erkennen wir, dass gewisse logische Massstäbe aufgestellt werden müssen, um mit Sicherheit zwischen wesentlichen und unwesentlichen Merkmalen unterscheiden zu können. Solcher giebt es namentlich zwei, die für die Begriffsbestimmung massgebend sind: 1) Muss ein wesentliches Merkmal in allen bekannten Fällen vorkommen; 2) muss es irgend eine dem Wesen oder der Existenz des Begriffenen notwendige Eigenschaft sein. In dem ersten Falle stützt man sich auf die Universalität der Erfahrung, im zweiten Falle auf seine vernünftige Einsicht in die Bedeutung

der empirischen Thatsachen. Als Beispiel des zweiten Massstabs ziehen wir folgendes in Betracht: Dass der Rüssel ein wesentliches Merkmal des Elefanten ist, leuchtet deshalb doch nicht allein ein, dass alle bisher bekannten Elefanten Rüssel hatten, sondern durch die Verknüpfung mehrerer zusammenhängender Merkmale des Tiers schliessen wir auf etwas Wesentlicheres, auf die Nothwendigkeit des Rüssels. Kraft der Vernunft sehen wir ein, dass ein so schweres und schwerbewegliches Tier, das einen so ungeheuren Leib und ein so kurzes und unbewegliches Genick hat, verhungern müsste, falls es nicht wenigstens ein höchst bewegliches und mehrfach brauchbares Glied besässe. Wie in diesem Beispiel schliesst man auch sehr häufig auf wesentliche Merkmale von dem Zwecke, dem sie in Zusammenhang mit dem Ganzen verfolgen¹⁾. Wir sehen also, dass die Feststellung wesentlicher Merkmale keineswegs von der blossen Allgemeinheit einer Thatsache, sondern vielmehr von der vernünftigen Verknüpfung der Erfahrungen abhängig ist. Diese beiden aufgestellten Massstäbe entsprechen ferner der üblichen philosophischen Unterscheidung der Erkenntnis als a priori und a posteriori, „Erkenntnis aus den Gründen“ durch „die erkennende Thätig-

1) Auf die Frage, ob der zweite Massstab ebenso rein empirisch ist als der erste, gehen wir hier nicht ein. Wir glauben das allerdings nicht, und stehen hiermit in Widerspruch mit bekannten Logikern (z. B. Mill). Dass der Zusammenhang der Merkmale empirisch gegeben ist, wird nicht geleugnet; es handelt sich aber um eine Einsicht in die Bedeutung derselben im Ganzen, die nicht empirisch gegeben ist, sondern vor allem Denken erfordert.

keit des Geistes“ und Erkenntnis, die unmittelbar „der Erfahrung“ entstammt¹⁾.

Ein dritter Massstab, den schon gewisse Logiker²⁾ hervorgehoben haben, ist der des Gefühls. Das Gefühl aber spielt freilich eine wichtige Rolle bei psychischen Begriffen, ist jedoch nicht stets logisch zuverlässig. Immerhin ist die Thatsache, dass z. B. ein Gemeinsames in den Einzelvorstellungen „rot“, „grün“, „gelb“, „blau“ etc., das wir Farbe nennen, unmittelbar empfunden wird, selbst bei der Bestimmung logischer Begriffe nicht ausser acht zu lassen.

Nach obigen Erörterungen also halten wir diejenigen Merkmale für wesentlich, die den gemeinsamen und bleibenden Grund einer Mannigfaltigkeit von Merkmalen enthalten und das Bestehen, den Wert und die Bedeutung des begriffenen Objekts, Verhältnisses oder der begriffenen Thätigkeit bedingen³⁾. Sie können nicht nur äussere Teile, sondern auch immanente Eigenschaften, Beziehungen oder Thätigkeiten sein. Wir nennen sie auch grundwesentliche Merkmale in Gegensatz zu den abgeleitet-wesentlichen, die nur in weiterem Sinne wesentlich sind, indem sie notwendig mit den in engerem Sinne wesentlichen Merkmalen verknüpft sind und deren Vorhandensein sie deshalb, wenn auch nur indirekt, kundgeben. So ist es z. B. ein abgeleitet-wesentliches Merkmal eines Kreises, dass er durch seinen Radius in genau

1) Eucken, „Die Grundbegriffe der Gegenwart.“ 2. Auflage. 1893. S. 98 ff.

2) Lotze, „Grundzüge der Logik und Encyklopädie der Philosophie“ 1883, § 13. Überweg, „System der Logik und Geschichte der logischen Lehren“ S. 157, § 57.

3) Überweg, System der Logik und Geschichte der logischen Lehren“ S. 147, § 56.

sechs Kreisbogen geteilt werden kann; es ist dies nur eine Begleiteigenschaft seines Wesens. Der Unterschied zwischen grundwesentlichen und abgeleitet-wesentlichen Merkmalen ist für die Begriffsbestimmung von Bedeutung, weil die Möglichkeit verschiedener Definitionen eines und desselben Begriffs, da doch das Wesen des betreffenden Dinges konstant bleibt, von der gegenseitigen Beziehung der grund- und abgeleitet-wesentlichen Merkmale abhängt. Die alte Logik teilt die wesentlichen Merkmale ferner in gemeinsame und eigentümliche; jene teilt der Begriff mit den ihm neben- und übergeordneten Begriffen; durch diese hingegen wird er von denselben unterschieden. So z. B. sind die zweimal zwei parallelen Seiten eines Rechtecks ein wesentliches Merkmal, welches es gemeinsam mit dem nebengeordneten Begriffe „Rhombus“ oder „Rhomboid“, oder mit dem übergeordneten Begriffe „Viereck“ teilt; durch seine rechten Winkel unterscheidet es sich von diesen. Namentlich für die später zu erörternde Bestimmung der Begriffe durch die nächsthöhere Gattung und den artbildenden Unterschied ist diese Unterscheidung zwischen gemeinsamen und eigentümlichen Merkmalen von Wichtigkeit.

Das Schema der Merkmale ist also folgendes:

Merkmale	
I. Wesentliche (Essentialia).	II. Ausser- oder Unwesentliche (Accidentia Modi).
a) Grundwesentliche und Abgeleitet-wesentliche (Essentialia constitutiva).	(Essentialia consecutiva).
b) Gemeinsame (Essentialia communia.)	und Eigentümliche (Essentialia propria).

C. Formen der Definition.

Wir sehen also, was der erste Schritt einer Begriffsbestimmung, der der Analyse, erfordert. Der Begriff muss in seine Elemente zerlegt und diese müssen als wesentlich oder unwesentlich beurteilt werden; nicht immer wird sich die Notwendigkeit einer Unterscheidung der grund- und abgeleitet-wesentlichen oder der gemeinsamen und eigentümlichen Merkmale ergeben. Darüber muss die Natur des Begriffs und der Zweck der Definition Aufschluss geben. Es genügt zunächst, von der einfacheren Einteilung auszugehen. Da nun die wesentlichen Merkmale eines Begriffs als getroffen vorausgesetzt werden können, so ist die Herstellung des rein logischen Begriffs eine einfache Aufgabe. Die Verknüpfung dieser Merkmale in einem Urteil, nach Prinzipien der Ordnung und Zusammengehörigkeit, so dass der wesentliche Inhalt des Begriffenen klar und deutlich vor dem Bewusstsein schwebt, ist die Synthese des logischen Begriffs. Dies ist aber zugleich massgebend für die erste und einfachste Form der Begriffsbestimmung, denn, wie schon betont, fallen logische Begriffsbildung und Definition zum Teil zusammen. Ein Zweck der Begriffsbestimmung ist eben die Erzeugung einer Vorstellung im Bewusstsein eines anderen, die im wesentlichen denselben Inhalt haben soll als der im Bewusstsein des Mitteilenden entsprechende Begriff. Der Empfänger, in dem wir stets die notwendigen Begriffselemente voraussetzen müssen, muss sich also einen Begriff bilden durch das synthetische Vorstellen derjenigen Merkmale, die den

Begriffsinhalt des Gebers ausmachen. Um eine Vorstellung dieser wesentlichen Merkmale im Geiste des Empfängers hervorzurufen, ist die sprachliche Angabe derselben erforderlich. Ergo, — die sprachliche Angabe sämtlicher wesentlicher Merkmale eines Begriffs ist zugleich die ursprünglichste und einfachste Form der Begriffsbestimmung. Das Gelingen dieser Form der Definition im weiteren Sinne setzt nicht nur eine Analyse von seiten des Gebers voraus, sondern auch eine Synthese von seiten des Empfängers. Sprachlich kann sie nicht mehr leisten als die vollständige, nach Prinzipien der Ordnung und Zusammengehörigkeit geordnete Angabe des Inhalts durch die einzelnen Merkmale. Der einheitliche Geist des Empfängers sorgt für ihre Synthese zu einem Begriff. Nach diesem Gesichtspunkt kann die Begriffsbestimmung im allgemeinen als die Angabe des Resultats einer logischen Begriffsbildung aufgefasst werden. Die Voraussetzungen im Mitteiler und Empfänger dürfen nie ausser acht gelassen werden. Im Unterschied von den physischen Gütern sind geistige Güter stets mitteilbar. Man äussert sich, wie es heisst, und andere nehmen diese Äusserungen apperzipierend wahr. Lotze¹⁾ macht uns ja darauf aufmerksam, dass der ungeschulte Mensch, wo es sich um die Bestimmung der Begriffe handelt, fortwährend (wie auch der platonische Sokrates klagt) seine Zuflucht findet in der Hinweisung auf einzelne Beispiele, aus denen man für sich das Gemeinsame herausdenken soll. (Übrigens ist die Bestimmung und Beglaubigung der Bestimmungen durch Beispiele nützlich.) In solchen Fällen aber liegt die Schwierigkeit teils in der geringen Vertiefung der

1) „Logik“, S. 192—197.

Anschauung, teils in der mangelhaften Beweglichkeit der Begriffselemente. Man kann aber auf dieselbe Schwierigkeit auch da stossen, wo gewisse Elemente als bekannt vorausgesetzt werden dürfen. Man definiere z. B. das Quadrat möglichst einfach, als die ebene Figur, welche geradlinig, vierseitig, gleichseitig und rechtwinklig ist, und s. f., so bleibt dabei aber immer noch übrig, die Begriffe „Ebene“, „gerade Linie“, die „Zahl vier“, die „Gleichheit“, der „rechte Winkel“ u. s. f. zu distinguieren. Es leuchtet also ganz von selbst ein, dass selbst die einfachste Form der Begriffsbestimmung stets auf bekanntes Material bauen muss. Die Deutlichkeit, die sie giebt, ist an und für sich immer nur eine relative, die durch die Deutlichkeit oder Klarheit der in der Bestimmung verwendeten Begriffe und Vorstellungen bedingt ist und oft ein ganzes System von Definitionen als möglich voraussetzt¹⁾. Noch eins ist aus dem obigen Beispiel zu schliessen; gewöhnlich wird, ganz ohne Absicht des Bestimmers, irgend eine näher oder entfernter liegende höhere Gattung (hier, „ebene Figur“) mit in der Bestimmung erscheinen. In der weniger strengen Form der Definition aber, die uns jetzt beschäftigt, wird die höhere Gattung psychologisch lieber als logisch dem zu bestimmenden Begriff nahe liegen; d. h. der Bestimmer wird nach der greifen, die seinem Gedankenkreis hinsichtlich der Bestimmung am nächsten liegt, die für ihn die meisten und die reichsten Beziehungen hat. Und wenn man sämtliche (später zu erörternde) Zwecke der Begriffsbestimmung in Betracht zieht, so ist dieses Prinzip in der

1) Drobisch, „Logik“, 5. Aufl. Hamburg und Leipzig 1887, § 116.

Auswahl einer passenden Gattung oft vorzuziehen. Ist die Angabe des wesentlichen Inhalts sonst vollständig, so bleibt der logische Wert der Bestimmung ohne Beeinträchtigung.

Zusammenfassend können wir die ursprünglichste und einfachste Form der Begriffsbestimmung noch einmal logisch definieren als ein konjunktives Urteil, dessen Subjekt der zu bestimmende Begriff ist und dessen Prädikat die wesentlichen Inhaltselemente oder Merkmale des Begriffs sind.

Schon hier bei dieser ersten und natürlichsten Form, die ihrer Entstehung nach als eine durchaus gültige anerkannt werden muss, streifen wir das Gebiet der minder strengen Formen der Begriffsbestimmungen. Das Kennzeichen solcher Bestimmungen ist allemal irgend ein dem Gehalte des betreffenden Begriffs nicht notwendiges Einzelelement oder komplexes Element, welches man in die Bestimmung aufnimmt, um ihr durch ihre Erweiterung Erfolg und Einwirkung zu sichern, sei es durch Vervollständigung des begrifflichen Bildes durch Hinzufügung unwesentlicher Inhaltselemente, bzw. Beschreibung des Ganzen (*descriptio*), durch eingehende Erklärung (Erörterung, *expositio*) bestehender Verhältnisse, Eigenschaften und Thätigkeiten oder durch ihre Entwicklung (*explicatio*), sei es durch Hinweisung auf einzelne, die für das Allgemeine stehen, das Allgemeine repräsentieren sollen (Erläuterung, *exemplificatio sive illustratio*).

Diese gewissermassen erweiterten und nicht strengen Formen der Begriffsbestimmungen müssen wir doch einmal in Betracht ziehen, denn aus ihnen schöpfen wir ja zum Teil das Bedürfnis der strengeren Formen. Nach-

dem man im wissenschaftlichen Werke eines gründlichen Kenners dessen Weg von den ursprünglichsten und einzelnen Anschauungen hinauf zum vollendeten Begriffssystem mitgemacht hat, sucht er gern die knapp und bündig gefassten Sätze auf, die ihm gewissermassen den Kern der Sache, das ganze Wesen des Begriffenen noch einmal vorführt. Er besitzt jetzt noch sicherer die voraussetzenden Vorstellungselemente, und jede Definition, insbesondere diejenigen realer Natur, haben für ihn eine tiefere Bedeutung. So auch erhalten wir Winke zur zweckmässigen Gestaltung der Begriffsbestimmung sowohl in sprachlicher, als in inhaltlicher Hinsicht. Sprachlich legt man die Forderung der Kürze, Genauigkeit und Bündigkeit auf die Definition. Inhaltlich führen wir alle Formen der Definition zurück auf die eine ursprüngliche Form, die wir schon betrachtet haben. Indem wir diese Form in verschiedenen Richtungen einschränken, gewinnen wir neue Formen, die ihrer Kürze und Übersichtlichkeit, sowie ihrer logisch-wissenschaftlichen Genauigkeit und Brauchbarkeit wegen oft vorzuziehen sind. Diese Einschränkungen, deren es drei Formen giebt, hängen von der gegenseitigen Beziehung der einzelnen wesentlichen Merkmale untereinander ab.

1) Die erste Einschränkung bezieht sich auf das Verhältnis zwischen gemeinsamen und eigentümlichen Merkmalen. Teilt ein Begriff mehrere wesentliche Merkmale mit anderen nebengeordneten Begriffen, so scheint es der Willkür anheimgestellt, ob man ihn in alle einfachen Merkmale auflösen oder jene gemeinsamen Merkmale in einem passenden übergeordneten Begriffe zusammenfassen will. Die Nichtberücksichtigung dieser Möglichkeit, die

Definition abzukürzen, könnte leicht ihre Übersichtlichkeit und Deutlichkeit stören.

Dasselbe gilt für das Zusammennehmen der eigentümlichen Merkmale in untergeordneten Begriffen von grösserer Mannigfaltigkeit. In den meisten Fällen, wie schon bemerkt, stellt sich diese Einschränkung von selbst her. Gewisse komplexe und abstrakte Begriffe bestimmen wir thatsächlich gewöhnlich durch andere als bekannt vorausgesetzte Abstraktionen. Es wäre eine unsägliche Mühe, immer die einfachen Elemente eines Begriffs aufzusuchen und anzugeben; ferner wäre dann die Konstruktion des Begriffs nach zweckmässigen und ordnungsmässigen Prinzipien wegen der Überfülle der Merkmale ausserordentlich erschwert. Es muss mit der Enge des Bewusstseins gerechnet werden. Also soll hier betont werden, dass unter Umständen die Definition auf Angabe einer passenden Gattung und die dazu noch erforderlichen eigentümlichen Merkmale, die den Begriff von allen anderen der Gattung untergeordneten unterscheiden sollen, zweckmässig beschränkt werden kann. In dieser Weise wird der wesentliche, scharf ausgeprägte charakteristische Inhalt des Begriffs zum Ausdruck gebracht. Diese Form einer Bestimmung wird durch die logische Formel A ist ein B , welches die Merkmale c, d und e hat, oder welches sich durch die Merkmale c, d, e etc. unterscheidet, ausgedrückt; sie ist also ein zusammengesetztes konjunktives Urteil. Vielleicht die Mehrzahl der Begriffsbestimmungen werden in dieser Form ausgedrückt. Welche Zusammenfassungen vorzuziehen sind, ist einerseits eine sprachliche, andererseits eine logische Frage. „Oft entscheidet hierüber die Sprache, indem sie gerade für gewisse Zusammenfassungen von Merkmalen

einen völlig verständlichen Ausdruck darbietet“¹⁾. In solchen Fällen ist vor allem die jeweilige geistige Stufe des Empfängers massgebend. Zwar viele der gebräuchlichsten Worte der Sprache (Windhund, Buchwald, Kaufmann, Einbildungskraft, Gleichgewicht u. dergl. m.) weisen schon durch ihre Zusammensetzung auf die Thatsache, dass der Gemeinverstand den entsprechenden Begriffen eine höhere Gattung und einen artbildenden Unterschied zuschreibt. Nicht immer aber dürfen diese und andere sprachliche Bezeichnungen massgebend sein. Höchstens könnten sie Winke geben zur Wahl einzelner Ausdrücke, oder auf einen geeigneten einzuschlagenden Weg hinweisen. Immer muss der logische Massstab hinzutreten und das Sprachliche beherrschen. Wir wollen ja eine verständig, schön und einfach ausgedrückte Definition, aber auch vor allem eine, die das Charakteristische, den wesentlichen Kern des Begriffenen ganz, aber weder mehr noch weniger ausdrückt. Dazu bedürfen wir eine dem betreffenden Begriff angenommene Gattung und die denselben von allen anderen distinguierenden Unterschiede oder eigentümlichen Merkmale. Mit verschiedenen disparaten Reihen von Objekten verglichen, hat der Begriff freilich auch verschiedene disparate Gattungen, unter die er geordnet werden könnte. Hier muss der Zweck der Definition entscheiden, ob die eine oder die andere vorzuziehen sei. „Rot“, als der Reihe psychischer Erscheinungen gehörend, die wir gemeinsam Farben nennen, wird doch wesentlich anders betrachtet als das „Rot“, welches wir der physikalischen Reihe der Spektralfarben entnehmen. Der künstlerische Standpunkt würde viel-

1) H e r b a r t, „Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie.“

leicht noch ein dritter Ausgangspunkt sein. In diesem Falle also müsste die Gestaltung der Definition eine andere sein, je nach ihrem spezifischen Zwecke, der ein psychologischer, physikalischer oder künstlerischer sein könnte.

2) Eine zweite, noch weitere Einschränkung des Umfangs der Definition bringt uns nunmehr zu derjenigen Form der Begriffsbestimmung, die sehr häufig für die vollkommenste und strengste gegolten hat. Sie lässt sich aus der vorangehend entwickelten Form herleiten. Indem man ein passendes Genus aufsucht, welches sozusagen einen gewissen Bruchteil des Inhalts des zu bestimmenden Begriffs vertreten soll, ist man bestrebt diesen Bruchteil möglichst gross zu greifen. Je näher nun das Genus dem betreffenden Begriffe liegt, desto grösser ist der Bruchteil von dessen Inhalte, den es zu vertreten vermag. Offenbar vermag also die nächsthöhere Gattung (Genus proximum) den grössten Bruchteil zu vertreten. Sagen wir z. B., das Windspiel ist ein Tier, so vertritt der Begriff „Tier“ nur einen geringen Bruchteil des wesentlichen Inhalts von „Windspiel“; sagen wir hingegen, das Windspiel ist ein „Hund“, oder sogar ein „Jagdhund“, so vertreten diese Begriffe, die annähernd für genera proxima gelten könnten, weit mehr von dem wesentlichen Inhalt „Windspiel“. Hat man nun das absolute Genus proximum getroffen, so leuchtet von selbst ein, dass ein einziges proprium (differentia specifica) genügt, um den Begriff von allen nebengeordneten zu begrenzen. Daher die Forderung der alten scholastischen Logik: „Definitio fit per genus proximum et differentiam specificam“; die logische Formel ist: A ist ein B mit dem Kennzeichen c.

3) Wir haben schon gesagt, dass diese Form der Definition, namentlich in der alten Logik, für die vollkommenste und berechtigteste galt. Heutzutage aber können wir ihr keine so vorwiegende Bedeutung einräumen. Ihren Wert hat sie in gewissen Fällen ohne Zweifel; dieser ist aber keineswegs so allgemeingültig, als dass er den anderen schon besprochenen Bestimmungsformen ihren Wert und ihre Vorteile gänzlich ebenen könnte. Der relative Wert der drei Bestimmungsformen hängt im wesentlichen von drei Hauptmomenten ab: 1) von der Natur des zu bestimmenden Begriffs, 2) von dem Zwecke der Bestimmung und 3) von dem zu belehrenden Gedankenkreis. Erstens ist der Begriff einer, der durch Abstraktion, nicht aus vielen ähnlichen Beispielen, sondern vielmehr aus einem unter verschiedenen Verhältnissen und Gesichtspunkten oder zu verschiedenen Zeiten betrachteten Beispiel (Griechentum, Reformation, Mittelalter, Natur, Gott etc.) gewonnen ist, so lässt er sich überhaupt nicht unter ein passendes und zugleich ergiebiges Genus unterordnen, geschweige der Unmöglichkeit, ein Genus proximum zu finden. In solchen Fällen lässt sich das Charakteristische nur erreichen durch die Angabe einer Reihe wesentlicher Merkmale, nach der Art der ersten von uns bereits aufgestellten Form. Ebenfalls schliessen viele höchst abstrakte Begriffe (wie Sein, Nichtsein, Werden, Bewegung, Kultur, Geschichte) die Möglichkeit, durch ein passendes, ergiebiges Genus zu definieren, aus. Falls eine scheinbare Gattung in der Bestimmung solcher Begriffe auftritt, so gewinnt aber die Definition nichts durch dieselbe, da sie entweder zu entfernt oder zu allgemeiner Natur bleibt, um etwas Charakteristisches im begrifflichen Inhalte zu vertreten. Diese Art Begriffe lassen sich überhaupt nur

durch untergeordnete Begriffe bestimmen. Uns scheint es ferner durchaus willkürlich, stets das Genus proximum zu verlangen, selbst wo dieses bekannt ist. Psychologisch liegt es entschieden näher, den „Kreis“ unter die „Ebenen Figuren“ als unter die „Kegelschnitte“ in der Bestimmung unterzuordnen. Deshalb scheint die Forderung „per genus proximum et differentiam specificam“ in vielen Fällen gezwungen. Kommt es aber darauf an, ein gewisses Verhältnis der Unterordnung bemerklich zu machen, so wird die systematische Stelle eines Begriffs am besten durch Genus proximum und differentiam specificam dargestellt ¹⁾.

Immerhin muss zweitens die Absicht der Definition zu Rate gezogen werden; ihr Zweck kann eine Verschiedenheit ihrer Gestaltung bewirken. Ist sie für das Gebiet der Mathematik oder der exakten Wissenschaft bestimmt, so verfährt man strenger und legt ein grösseres Gewicht auf das Genus als in sonstigen Gebieten. Drittens ist es keine gleichgültige Aufgabe, die Definition der jeweiligen Bildungs- bzw. Apperzeptionsstufe des Empfängers entsprechend zu gestalten. Die Definition, wie überhaupt jeder Versuch, andere zu belehren, muss stets mit denjenigen Kenntnissen rechnen, die in dem zu belehrenden Kreis vorausgesetzt werden dürfen. Hiermit hängt die Frage der Stellung einer Begriffsbestimmung in Schriftwerken zusammen. Hat der Verfasser erst den Gang der Bildung des betreffenden Begriffs mit seinen Lesern durchgenommen, so kann er sich in seiner Definition auf weit mehr verlassen als sonst. Schickt er aber seine Bestimmungen, wie in der

1) Herbart, „Lehrbuch z. Einl. in die Phil.“.

Geometrie oder Spinozas Ethik geschieht, den eingehenden Betrachtungen voraus, so muss er sie mit Rücksicht auf die möglichen Voraussetzungen gestalten. Ohne Zweifel sind Definitionen „per genus proximum et differentiam specificam“ oder „per genus et essentialia propria“, die schwierigsten und deshalb weder für den Anfänger, noch das gewöhnliche Leben geeignet; sie sind aber das Ergebnis der mehr oder weniger vollendeten Wissenschaft, des philosophischen Nachdenkens, der logischen Schulung.

Die Frage der Definitionsform ist auch von geschichtlichem Interesse. Schon Plato findet in der Definition und Einteilung die hauptsächlichsten Momente der Dialektik, aber erst der eigentliche Schöpfer der Logik, Aristoteles, hat sich über die Form der Begriffsbestimmung genau geäußert. Bei ihm finden wir, „ὁ ὁρισμὸς ἐκ γένους καὶ διαφορῶν ἐστίν“, „definitio ex genere et differentiis constat“. Die strengere Forderung finden wir bei ihm nicht. Der Ausdruck „differentia specifica“, die zuerst bei Boëthius nachweisbar ist, ist eine Übersetzung des Aristotelischen Ausdrucks *διαφορὰ εἰδοποιός*. Erst spätere Logiker, im Anschluss an Aristoteles, stellten die Forderung auf „definitio fiat per genus proximum et differentiam specificam“, die von jetzt an durch die Scholastik herrscht. Seitdem hat die Philosophie wenigstens praktisch eine Tendenz gezeigt, sich mehr oder weniger von dem Zwang dieser Forderung zu befreien ¹⁾.

5) Damit haben wir im wesentlichen unsere Betracht-

1) Überweg, System der Logik nach Geschichte der log. Lehre § 60. Bonn. 8. 2.

tungen über die Formen der Definition ihrem Gehalte nach abgeschlossen. Es bleibt uns noch übrig, gewisse nebensächliche sprachliche Gestaltungen kurz zu berücksichtigen. Die höchsten sprachlichen Forderungen, die Bündigkeit, Genauigkeit und Einfachheit der Ausdrücke, haben wir schon genügend betont. Im allgemeinen aber haben wir angenommen, die sprachliche Form sei so zu gestalten, dass das Subjekt der Name des zu definierenden Begriffs sei, und das Prädikat aus nominalen, adjektivischen oder adverbialischen Bestimmungen bestehe, die mit dem Subjekt durch irgend eine Form des Zeitworts Sein als Kopula verbunden seien. Dies ist nun praktisch die gewöhnlichste und vollkommenste Form der Definition, schliesst aber in gewissen Fällen eine zweite nicht aus; nämlich, wo es sich um Begriffe adjektivischen oder verbalischen Inhalts handelt (wie krank, gesund, elastisch, leben, sündigen u. dergl. m.), ist es oft praktisch richtiger und geeigneter, den betreffenden Ausdrücken diejenige Stellung im Satzbau der Definition zu geben, wohin sie gewöhnlich gehören. Z. B. „krank ist ein lebendiges Wesen dann, wenn etc.“, oder „man sündigt, wenn man etc.“ Diese Anschauung lässt auch die Möglichkeit zu, dass, wenn das Wesen eines Begriffs hauptsächlich der Thätigkeit eines Gegenstandes entspricht, eine diese Thätigkeit behauptende Bestimmung gelten soll, wo dies zweckmässig ist¹⁾.

1) Lotze, Logik. § 166.

D. Arten der Definition.

1) Ausser den drei verschiedenen Formen, die wir bereits aufgestellt haben, lassen sich gewisse Arten derselben unterscheiden. Nach der Natur des Inhalts unterscheidet man Existentialdefinition (*definitio substantialis*) und die erzeugende Definition (*definitio genetica sive causalis*). Die Existentialdefinition entnimmt den Inhalt des zu bestimmenden Begriffs dem Dasein des Objekts, insoweit dies den Anschauungen des Bestimmers aufgedeckt ist; z. B.: „Ein Kreis ist eine ebene Figur, in deren Peripherie jeder Punkt von einem anderen gleich entfernt ist.“ Die genetische Definition entnimmt den Inhalt der Entstehung des Objekts. Unter gewissen Umständen hat diese Art der Definition einen grossen Wert. Mit Recht bemerkt Trendelenburg¹⁾, dass „das Wesen aus der Weise der Entstehung hervorgeht“ und dass „erst in der genetischen Definition die volle Einsicht in das Wesen eröffnet wird.“ Infolgedessen ist sie mit der später zu erwähnenden Realdefinition eng verwandt. Als Beispiele können dienen: „Ein Kreis ist eine ebene Figur, die durch die Rotation einer Geraden in derselben Ebene um einen ihrer Endpunkte“ oder „um ihren Mittelpunkt“, oder „durch einen der Basis des Kegels parallelen Kegelschnitt entsteht.“ Hierher gehört auch Lessings bekannte Bestimmung der Fabel: „Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besonderen Fall zurückführen, diesem besonderen Falle die Wirklichkeit erteilen und

1) „Logische Untersuchungen“, T. II, § 7.

eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt, so heisst diese Erdichtung eine Fabel²⁾.

2) Nach der Art der Merkmale unterscheiden wir ferner Essentialdefinition (*definitio essentialis*) und distinguierende Definition (*definitio accidentalis vel attributiva sive declaratio distinguens*): Jene bestimmt den Begriff durch Angabe nur seiner grundwesentlichen Merkmale; diese durch sekundäre Merkmale, Attribute oder Modi, die in solcher Zahl und Verbindung angeführt werden, dass sie den betreffenden Begriff von allen anderen abgrenzen, weil nur diesem unter allen anderen eine solche Anzahl und Verbindung zukommt. Einen grossen Wert können wir dieser Art nicht zuschreiben, da sie schliesslich nur auf sehr mittelbarem Wege das erreicht, was durch die Essentialbestimmung weit unmittelbarer erzielt wird, und ausserdem wenig logische Arbeit aufzeigt.

3) Nach der Art der Definitionsbildung unterscheidet die Logik ferner die analytischgebildete und die synthetischgebildete Definition. Im ersten Falle ist der Begriff gegeben. Eine Bestimmung desselben verfährt also analytisch, indem sie, gemäss dem bisherigen Sprachgebrauch oder der bisher üblichen wissenschaftlichen Vorstellungsweise, den gegebenen Begriff durch Analyse und Angabe seines wesentlichen Inhalts bestimmt; z. B.: „Ein Viereck ist eine ebene Figur, die vier gerade Seiten hat“. Die synthetische Definition hingegen setzt einen

2) „Abhandlungen über die Fabel.“ Es sei ferner hierzu bemerkt, dass diese treffliche Definition nicht eine für den Anfang der Abhandlungen erdichtete ist, sondern vielmehr das Resultat langer, eingehender Untersuchungen über das Wesen der Fabel und sorgfältiger Prüfung anderer unvollkommener Bestimmungen ist.

neuen oder neu erdachten, zu bestimmenden Begriff voraus, bricht also mit dem bestehenden Gebrauch und bestimmt durch Angabe derjenigen (nach der Meinung des Bestimmers) wesentlichen Merkmale, die erforderlich sind, um den Begriff neu oder erneut zu erzeugen. Drobisch¹⁾ unterscheidet diese Arten nicht nur ihrer Entstehung und ihren Zwecken nach, sondern auch ihrer logischen Form im Urteil nach: Synthetisch ist das bestimmende Urteil, A determiniert durch b ist oder heisst P; analytisch, A ist S determiniert durch b. Sehr viele Beispiele der synthetischen Definition liefern Euklid, Kant und Spinoza. Letzterer z. B. bestimmt Substanz als „das, was in sich ist und durch sich begriffen wird, d. h. etwas, dessen Begriff nicht den Begriff eines anderen Dinges nötig hat, um daraus gebildet zu werden.“ Auch „Liebe ist Lust, verbunden mit der Idee einer äusseren Ursache; Hass ist Unlust, verbunden mit der Idee einer äusseren Ursache.“ Diese Definitionen vertreten gewissermassen neue Standpunkte und schaffen dem Leser, sozusagen, eine Fussung. Im allgemeinen sind synthetische Definitionen nur zulässig, wo es sich um neue, der Wissenschaft thatsächlich notwendige Begriffe handelt; sonst kann ihre Wirkung öfter nachteilig als vorteilhaft sein, denn man ist geneigt auf die dadurch gewonnenen Begriffe rücksichtslos und leichtgläubig seine Luftschlösser zu bauen, ehe sie durch die Forschungen der Wissenschaft bestätigt worden sind, und seinen Gebilden das sichere Fundament der unmittelbaren Anschauung zu entziehen. Dass die dadurch entstandenen Luftspiegelungen zu unzähligen Irrtümern und Verwirrungen führen

1) „Neue Darstellung der Logik“ § 117.

können, ja thatsächlich geführt haben, ist selbstverständlich. Dies hat sich häufig in der Geschichte der Philosophie gezeigt.

4) Es bleiben noch zwei Arten von Begriffsbestimmungen zu nennen, die in der Geschichte der Logik einen Streitpunkt gebildet haben. Es sind dies die Namen-erklärung oder Nominaldefinition (*definitio nominalis*) und die Sacherklärung oder Realdefinition (*definitio realis*). Bei Aristoteles und den Aristotelikern finden wir schon die Unterscheidung zwischen *λόγος ὀνοματώδης* und *ὅρος πραγματώδης* oder *ὅρος οὐσιώδης*. Aristoteles aber vereint letztere mit seiner Wesenserklärung, *ὁρισμὸς τὸ τί ἐστι σημαίνων*, die die Angabe der wesentlichen Merkmale und die erwiesene Realität des Objektes ¹⁾ erzielen soll. Diese Auffassung scheint bis auf die neuere Zeit bestanden zu haben; für die Richtung der neueren Zeit ward die Schule Descartes massgebend und an dieser Stelle namentlich die im cartesianischen Sinne verfasste sogenannte *Logique* ²⁾ von Port Royal, die wir hier etwas ausführlicher in Betracht ziehen, da sie vieles enthält, was zur Lösung des Problems beitragen kann. Hier wird unterschieden zwischen der „*définition du nom, definitio nominis*“ und der „*définition de la chose, definitio rei*“: „Car dans la définition de la chose, comme peut estre celle-cy: L’homme est un animal raisonnable: le temps est la mesure du mouvement, on laisse au terme qu’on définit comme homme ou temps son idée ordinaire, dans laquelle on prétend

1) Vergl. hierzu die ausführlicheren geschichtlichen Betrachtungen im § 61 von Überwegs Logik, die aber für den Anfang der neueren Zeit dürftig sind.

2) „Ou l’art de penser“, wahrscheinlich von Ant. Arnauld unter Mitwirkung des Nicole. 15. Ed. à Paris, 1683, Chap. XII.

que sont contenues d'autres idées, comme animal raisonnable, on mesure du mouvement; au lieu que dans la définition du nom, comme nous avons déjà dit (j'appelle âme ce qui est en nous le principe de la pensée), on ne regarde que le son, et en suite on détermine ce son à estre signe d'une idée que l'on désigne par d'autres mots". Es sei der Zweck, letzterer ein beliebiges zweideutiges Wort (etwa l'âme), welches einen zum Beweis eines bestimmten Schlusses dienenden Gedanken ausdrücken soll, eindeutig zu bestimmen, um dadurch „Confusion dans ce que j'auray à dire“ zu vermeiden. Also, „je l'appliqueray uniquement à ce qui est en nous le principe de la pensée en disant, j'appelle âme ce qui est en nous le principe de la pensée“. Hier also befindet sich eine Abweichung von Aristoteles; die Unterscheidung ist nicht so scharf; die Realdefinition hat nicht nur ihre Ansprüche auf objektive Realität und ihre Verknüpfung mit der Wesenserklärung verloren, sondern auch ihre wissenschaftliche Bedeutung eingebüsst. Hingegen, obschon ihr willkürlicher Charakter anerkannt wird, hat die nominale Definition an wissenschaftlicher Bedeutung gewonnen, wie folgendes zeigt. „Et dès-là il s'ensuit, I. Que les définitions des noms sont arbitraires, et que celles des choses ne le sont point. Car chaque son estant indifferant de soy-mesme et par sa nature à signifier toutes sortes d'idées, il m'est permis pour mon usage particulier, et pourvu que j'eusse averti les autres, de déterminer un son à signifier précisément une certaine chose, sans mélange d'aucune autre. Mais il en est tout autrement de la définition des choses. Car il ne dépend point de la volonté des hommes, que les idées comprennent ce qu'ils voudroient qu'elles com-

prissent; de sorte que si en les voulant définir nous attribuons à ces idées quelque chose qu'elles ne contiennent pas, nous tombons nécessairement dans l'erreur.“ Ferner: „les définitions des noms ne peuvent pas estre contestées par celà mesme qu'elles sont arbitraires“, aber „les définitions des choses, on a souvent droit de les contester, puis qu'elles peuvent estre fausses, comme nous l'avons montré.“ Drittens, „toute définition de nom ne pouvant estre contestée, peut estre prise pour principe; . . les définitions des choses ne peuvent point du tout estre prises pour principes“ Wir sehen also, dass die „Logique de Port Royal“ die Vorteile der definitio nominis entschieden anerkannt, die definitio rei aber ohne Zweifel zu beschränkt und einseitig aufgefasst hat. Demnach ergibt sich eine willkürliche Beschränkung der ganzen Aufgabe der Definition; sie hat lediglich mit den Voraussetzungen, aber gar nichts unmittelbar mit den Ergebnissen der Wissenschaft zu thun. „La grande utilité de la définition des noms“ ist „de faire comprendre nettement de quoy il s'agit . . .“ Es fragt sich, ist nicht diese zu enge Auffassung der Realdefinition das Ergebnis einer zu weiten Auffassung der nominalen? Lässt sich diese konsequent durchführen? Offenbar nicht, denn eine andere „utilité“ wird angegeben, nämlich „avoir une idée distincte d'une chose“; wie wir später zeigen werden, ist diese nicht allein Voraussetzung, sondern vielmehr Resultat der Forschung, was eine genaue Unterscheidung heischt.

Leibnitz hingegen unterschied „definitiones nominales, quae notas tantum rei ab aliis discernendae continent, et reales, ex quibus constat esse possibilem,“ wobei er einerseits eine Bestimmung weniger als Aristoteles aufnimmt,

indem er nicht ausdrücklich die wesentlichen Merkmale fordert; anderseits aber eine Bestimmung mehr, indem er den Nachweis der inneren Möglichkeit des Dinges fordert. Die Tendenz, das metaphysische Bedenkliche in der aristotelischen Auffassung der Realdefinition zu beseitigen, hat sich meist seit Leibnitz erhalten; dadurch aber hat der Begriff der Realdefinition eine klarere und brauchbarere Fassung erfahren. Noch schärfer wird die Unterscheidung von Wolff ausgeführt, der jetzt die vier Arten, *definitio realis*, *nominalis*, *essentialis* und *accidentalis*, angiebt. Kant vereinigt sie wieder im aristotelischen Sinne, und nachkantische Logiker folgen entweder ihm oder Wolff. Da aber die Bedeutung der Ausdrücke „Namenerklärung“ und „Sacherklärung“ nicht auf den Unterschied zwischen wesentlichen und ausserwesentlichen Merkmalen, sondern vielmehr auf den Unterschied zwischen der subjektiv willkürlichen und der objektiv gültigen Begriffsbestimmung, d. h. auf die reale Gültigkeit der Begriffe, hinweist, hat die altaristotelische Auffassung ihr Ansehen verloren. Indem nun aber Herbart, Schleiermacher, Drobisch und andere die Frage der Essential-Definition und der Wesenserklärung von der der Nominal- und Realdefinition ausschieden, thaten andere Logiker, im Sinne des scholastischen Nominalismus, einen weiteren Schritt und erkannten die Möglichkeit und den Sinn nur nominaler Definitionen an. Vertreter dieser Ansicht in diesem Jahrhundert sind Whately, John Stuart Mill und namentlich in neuester Zeit Sigwart, dieser aber in ganz anderem Sinne als jene ¹⁾.

1) Auf Sigwarts Ansichten über Realdefinitionen gehen wir in den folgenden Seiten nicht ein. Sie hängen mit seiner ganzen

Das Problem der Real- und Nominaldefinition, wie sich schon in dem vorangehenden geschichtlichen Überblick herausstellt, kann sich auf zweierlei beziehen: entweder kann sich die Annahme der Realität der Definition auf das Wesen des begriffenen Gegenstandes beziehen (wie von Aristoteles bis auf Leibnitz, diesen aber nicht einschliessend), oder aber auf das Wesen des Begriffs (wie bei Leibnitz, Wolff, Herbart und anderen). Im ersten Falle ist eine Definition *real*, wenn sie das Wesen des Gegenstandes an sich erklärt; im zweiten Falle, wenn sie die reale, d. h. objektive Gültigkeit des Begriffs nachweist. Wir stellen uns nunmehr auf den Standpunkt, den schon Lotze, Drobisch, Überweg und Herbart ziemlich übereinstimmend vertreten. Lotze sagt z. B. „Namen lassen sich aussprechen oder übersetzen, definieren aber können wir nur ihren Inhalt (i. e. den Begriff), unsere Vorstellung nämlich von dem, was sie bezeichnen sollen; die Sache anderseits ist ebensowenig selbst in unserem Denken vorhanden, sondern nur das Vorstellungsbild, das wir von ihr entworfen haben ¹⁾“. Diese Überlegungen scheinen nun zum Teil wenigstens die erste der beiden Anschauungen bestimmt zu beantworten. Fallen aber Denken und Sein zusammen, wie gewisse Philosophen annehmen, so können wir die Bestimmung des Begriffs als zugleich eine Bestimmung des Wesens des entsprechenden Gegenstandes ansehen. Allein die Gültigkeit dieser Erkenntnistheorie ist noch nicht begründet; hingegen wissen wir doch seit Kant, dass, selbst trotz der

Theorie des Begriffs überhaupt zusammen und eine Würdigung derselben würde also eine Auseinandersetzung mit jener Theorie voraussetzen, worauf wir hier keineswegs eingehen können.

1) Logik, S. 201.

eingehendsten und erschöpfendsten sinnlichen Anschauungen, wir doch immer im Denken mit rein subjektiven, i. e. geistigen Elementen operieren, die keineswegs imstande sind, uns mit Gewissheit das innerste Wesen der Dinge an sich aufzudecken. Wir müssen also diese Auffassung des Problems von vornherein beiseiten schieben und uns lediglich mit der realen Gültigkeit des Begriffs als Kennzeichen der Realdefinition befassen; sonst müssten wir nur Nominaldefinitionen anerkennen. Unseren Standpunkt vertreten vielleicht am deutlichsten und kürzesten folgende Worte ¹⁾: „Zu dem Wichtigsten, was über die Definitionen gesagt werden kann, gehört die Unterscheidung der Nominal- und Realdefinitionen. Die ersteren erklären den Sinn eines Wortes, sie lassen aber zweifelhaft, ob ein solches Wort mit solchem Sinn überall einen wissenschaftlichen Wert habe, oder ob es bloss in den willkürlichen oder doch individuellen Gedanken dessen seinen Sitz habe, der das Wort in diesem Sinne gebraucht. Aber die Real-Definitionen entwickeln die Merkmale eines gültigen Begriffs“. Gültig ist ein Begriff, der aus irgend einer Erkenntnisquelle entsprungen ist, also auf unumstösslichen, geprüften Erfahrungen oder widerspruchslosem Denken oder beidem beruht. Eine Definition, die den wesentlichen Inhalt eines Begriffs auf solchen Grundlagen aufbaut, ist eine reale Definition. Nach dieser Auffassung ist die Realdefinition nicht notwendig die Bestimmung eines Realen; von einem reinen Einbildungsgespinnst (dem griechischen Zeus) giebt es ebensowohl eine Realdefinition im Gegensatz der nominalen, als von einem Hebel. Allerdings aber

1) Herbart, „Lehrb. z. Einl. in d. Phil.“ Ganz ähnlich Kant in der K. d. r. V.

beruht die Realität einer Definition nicht auf subjektiven Meinungen oder dem Bestimmer eigentümlichen Auffassungen, wenn er nicht synthetisch verfahren und den Begriff völlig neu schaffen will, sondern auf einem der wissenschaftlichen Methode entsprechenden Verfahren. Dass auf gewissen Gebieten, namentlich dem der Naturwissenschaft, die Realität einer Definition doch immer eine bedingte bleiben muss, ist selbstverständlich, ebenso wie es von einer geometrischen Vorstellung keine Realdefinition giebt, die nicht auch zugleich nominal wäre. Andererseits, wie die vorausgehenden Citate aus der „Logique de Port Royal“ zeigt, kann die Nominaldefinition, wenn auch willkürlich, als „principe de penser“, als Grundlage eines Gedankenaufbaus, oft und mit Fug eine grosse Bedeutung beanspruchen. Dies bezeugen z. B. die Definitionen in Spinozas Ethik.

Eine ablehnende Stellung gegenüber der Realdefinition, die ferner von seiner starken Neigung zum äussersten Nominalismus abhängt, nimmt vor allem J. Stuart Mill, der Definitionen als lediglich nominal betrachtet. Er begeht aber eine Inkonsequenz, indem er zugiebt, dass einige Definitionen, ausserdem dass sie die Bedeutung der Wörter erklären, auch postulieren „dass ein dem Worte entsprechendes Ding existiert“. Dies aber meint er, ist eine Definition und noch mehr („it is not a definition, but a definition and something more). Die übliche Definition eines Dreiecks enthalte zwei Sätze; der eine lautet: „Es kann eine Figur geben, die von drei geraden Linien begrenzt ist“; der andere, „und diese Figur kann man Dreieck nennen“. Jener sei keine Definition; — wie er aber von der Definition zu trennen wäre, leuchtet keineswegs bei Mill ein. Die Trennung des

Postulats von dem Nominalen in der Bestimmung ist rein willkürlich und gezwungen. Die Anerkennung des Vorhandenseins eines Postulats aber bestätigt unseren Standpunkt, dass, insoweit die Definition auf die Gültigkeit des Begriffs eingeht, d. h. das Postulat eines entsprechenden und objektiv aufgefassten Gegenstandes enthält, sie mit Recht den Namen der Realdefinition beansprucht. Nicht bloss bei Urteilen, sondern auch bei Begriffen ist die Frage nach ihrer Gültigkeit berechtigt; deshalb kann es nur als ein Verdienst angesehen werden, dass die Definition unterscheidet zwischen logisch denkbaren, d. h. widerspruchslosen und gültigen Begriffen und sich nach dieser Unterscheidung hinsichtlich ihrer Realität richtet.

E. Beurteilung der Definition.

Einige Betrachtungen zur Beurteilung der Begriffsbestimmungen überhaupt werden schon genügen, einiges neue und wichtige Licht auf das Thema zu werfen. Schon die Thatsache, dass verschiedene Forscher denselben Begriff verschieden bestimmen, weist darauf hin, dass es einen Standpunkt der Definitionsbeurteilung geben muss, der ausserhalb der eben erörterten logischen Gesichtspunkte liegt. Diese logischen Massstäbe sind ja wichtig ihrerseits, und insoweit dienen sie zur allgemeinen formalen Beurteilung der Begriffsbestimmungen zu ihnen müssen aber andere Gesichtspunkte hinzutreten, um eine gegebene Definition im besonderen Falle in ihr wahres Licht zu stellen. Vom Bestimmer selbst können wir

verlangen, dass gewisse formale Forderungen der Logik erfüllt werden; ihm müssen wir aber andererseits eine gewisse Freiheit in der individuellen Gestaltung seiner Definitionen gewähren, denn die Begriffsbestimmung ist keine so ausschliesslich logisch-formale Thätigkeit, als dass sie das Individuum in enge und unnatürliche Schranken zwingen sollte. In wie weit man durch die notwendigen Bedingungen seiner eigenen Begriffsbildung, durch erkenntnis-theoretische Momente beschränkt wird, wissen wir schon. Jede Bedingung der empirischen Kenntnisse ist zugleich auch eine Bedingung aller Bildung und Bestimmung der Begriffe. Wir haben aber von individueller Freiheit gesprochen und dadurch schon auf andere Massstäbe hingedeutet. Dasjenige, wodurch sich der Einzelne von anderen unterscheidet, muss hier vor allem in Betracht gezogen werden; kurzum (1) der allgemeine philosophisch-wissenschaftliche Standpunkt des Bestimmers muss auch für die richtige Beurteilung seiner Definitionen im besonderen Falle massgebend sein. Ferner muss dem Definitionsgeber gegönnt sein, die Zwecke seiner Definitionen selbst zu wählen; dieselben können aber sowohl allgemeiner, als auch besonderer Art sein. Also muss die Definitionsbeurteilung (2) den allgemeinen und (3) den speziellen Zweck der Begriffsbestimmung in Betracht ziehen. Erwägen wir die drei Massstäbe etwas eingehender.

1) Es leuchtet unmittelbar ein, dass man eine Definition nicht eher beurteilen soll, als bis man sich mit der vorausgesetzten Weltanschauung des Bestimmers auseinandergesetzt hat. Selbst dann darf eine Definition diejenige Behandlung beanspruchen, die den Voraussetzungen gemäss ist. Manche Bestimmung mag im Lichte des

Verfassers Anschauungen oder früherer Auseinandersetzungen einen tiefen Sinn und logische Gültigkeit beanspruchen. Z. B. die Definition: „Der Raum ist nichts anderes, als nur die Form aller Erscheinungen äusserer Sinne“ (Kehrbachsche Ausgabe, S. 54), dürfte nur nach Kantschen Anschauungen beurteilt werden. Für einen Anhänger Berkeleys hat sie keinen Sinn; er würde sie zwar verwerfen müssen, aber nicht darum, weil die Bestimmung an und für sich keine Gültigkeit hat, denn dies hat sie entschieden im Kantschen Sinne, sondern vielmehr darum, weil er die ganzen Kantschen Voraussetzungen verwerfen müsste. Dasselbe gilt von der Spinozistischen Definition eines Körpers¹⁾. „Unter Körper verstehe ich eine Daseinsform (modus), welche das Wesen Gottes, sofern dasselbe als ausgedehntes Ding betrachtet wird, auf gewisse und bestimmte Weise ausdrückt.“ Stellt man sich einen Augenblick auf den monistisch-pantheistischen Standpunkt Spinozas, so gewinnen seine sämtlichen Definitionen sogleich Sinn und Realität, trotzdem dass sie häufig synthetisch gebildet sind. Man nehme als weiteres Beispiel²⁾, — das Individuum ist „eine einheitliche Gemeinschaft, in der alle Teile zu einem gleichartigen Zwecke zusammenwirken oder nach einem bestimmten Plane thätig sind.“ Immer ist der Definitiongeber bestrebt, die grösstmögliche empirische und wissenschaftliche Gültigkeit zu erzielen; doch nie wird er dabei seine Weltanschauungen los werden, sie werden ihn doch beeinflussen. An diesen Beispielen können wir ferner

1) „Ethik, Teil II, einleitende Definitionen.

2) Virchow, „Vier Reden über Leben und Kranksein“, Vortrag „Atome und Individuen.“

einsehen, dass die Hauptschwierigkeiten im Definieren und die bedeutendsten Abweichungen unter Definierenden bei denjenigen Begriffen vorkommen werden, die aller-einfachster aber auch allgemeinsten Natur sind und die deshalb notwendig metaphysischer Voraussetzungen bedürfen.

2) Der allgemeine Definitionszweck betrifft die Art der Einwirkung der Definition. Bezweckt diese eine streng wissenschaftliche Einwirkung, so wird ihre Beurteilung entschieden anders ausfallen, als wenn sie eine (im weiteren Sinne) ästhetische Einwirkung erzielen will. Im ersten Falle müssen wissenschaftliche Massstäbe, vom betreffenden Gebiet selbst gezogen, massgebend sein; im zweiten Falle könnte man Bedenken tragen, solche ästhetische Definitionen oder Erklärungen irgendwie als Begriffsbestimmungen anzuerkennen, wenn nicht unsere Dichter und Prosaschriftsteller häufig eine hervorragende Fähigkeit zeigten, den Kern eines Begriffs durch das Mittel sprachlicher Prägnanz ans Licht zu setzen. Man könnte schwanken, ob solche überhaupt als Definitionen gelten können und nicht blosse Bilder sind. Aber insofern solche Bilder eine charakteristische Beleuchtung der Sache, wenn auch oft parteiisch, enthalten, können sie doch hierher gerechnet werden, vorausgesetzt, dass wir uns ihres Unterschieds von den strengen Definitionen bewusst bleiben. In Schillers Macbeth finden wir: „Was ist Leben? Ein Schatten, der vorüberzieht, ein armer Gaukler, der eine Stunde lang sich auf der Bühne zerquält und tobt, dann hört man ihn nicht mehr: Ein Märchen ist es, das ein Thor erzählt, voll Wortschall und bedeutet nichts.“ In Faust bestimmt sich der Teufel, der, heutzutage wenigstens, für nichts mehr als ein Ge-

spinst der Einbildungskraft gilt, ziemlich real und treffend als — „Ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft“, „der stets verneint“, dessen „eigentliches Element, alles, was ihr Sünde, Zerstörung, kurz das Böse nennt“, und der doch „ein Teil des Teils, der anfangs alles war, Ein Teil der Finsternis, die sich das Licht gebar“, ist. Shakespeare ist reich an solchen Bestimmungen; in Hamlet lesen wir: „Der Vorsatz ist ja der Erinnerung Knecht, stark von Geburt, doch bald durch Zeit geschwächt“. Durch diese Beispiele erkennen wir ferner den Hauptunterschied zwischen Definitionen streng belehrender Art und denen ästhetischer Art. Jene bezwecken, in möglichst wenigen Worten den ganzen wesentlichen Kern eines Begriffs ans Licht zu bringen; also vermeiden sie womöglich alle Parteilichkeit, Einseitigkeit und Beschränktheit. Indem diese hingegen ein ideales Ziel verfolgen, ist ihnen gegönnt, sich auf irgend eine Hauptphase des Begriffs zu beschränken, eine einzige Seite seiner Verwirklichung im Leben hervorzuheben, um den Empfänger mit einer bald ungewöhnlichen, bald in seinem Bewusstsein nie betonten Anschauung vertraut zu machen. Zwischen den beiden genannten idealischen und wissenschaftlichen Zwecken könnte man etwa einen allgemein-praktischen Zweck annehmen, der, je nach Bedarf, nach der einen oder der anderen Seite neigen würde. Dies bringt uns aber zur Erwägung des dritten Massstabes.

3) Für den Grad der wissenschaftlichen, praktischen oder idealen Gestaltung einer Definition müssen die jeweiligen speziellen Zwecke massgebend sein. Die Definition kann als vorbereitend für spätere Erörterungen bestimmt sein, in welchem Falle sie sich auf das sicher

Gegebene beschränken muss, also nicht immer die grösstmögliche wissenschaftliche Vollkommenheit beanspruchen kann, oder sie kann dem Ausgang der Betrachtungen vorbehalten sein, wobei sie als Gesamtergebnis derselben erscheint und jene Vollkommenheit besitzen muss. Auch alle diejenigen schon erörterten Forderungen, die durch Verschiedenheiten der zu belehrenden Gedankenkreise bedingt sind, sind hier ebenfalls massgebend. Ferner kann es der Zweck des Gebers sein, eine gewisse Art von Merkmalen insbesondere zu betonen und den Begriff durch seine genetischen Beschaffenheits-, Tätigkeits- oder Beziehungsmerkmale klar zu machen. Demgemäss wäre der spezielle Zweck der Definition, auf die Beschaffenheit, Tätigkeit, Beziehung oder Entwicklung resp. Entstehung des dem Begriffe entsprechenden Gegenstandes aufmerksam zu machen.

Fassen wir jetzt alle drei Massstäbe zusammen, den allgemeinen philosophischen oder wissenschaftlichen Standpunkt des Bestimmers, den allgemeinen und den speziellen Zweck seiner Definition, so leuchtet von selber ein, dass unter Umständen die Definition sich sehr verschieden gestalten kann und dass, ohne sämtliche genannte Massstäbe in Betracht zu ziehen, es keine leichte Aufgabe ist, eine treffende Definition zu bilden, selbst nach den ziemlich bestimmten Regeln der Definition. Also ist klar, dass die Beurteilung der Gültigkeit einer Definition sämtliche aufgestellte Massstäbe auch mit berücksichtigen soll.

F. Fehler der Definition.

a) Schon in den vorangehenden Erörterungen haben wir die Möglichkeit von Definitionsfehlern eingesehen und darauf hingewiesen. Diese Möglichkeit beruht teils auf der unvollkommenen Einsicht in das Wesentliche des Begriffs, teils auf sprachlichen Missgriffen. Vier Hauptfehler beziehen sich auf den Inhalt der Definition. Das Definiens kann mit einem grösseren Umfange bestimmt werden als das Definitum. Dies ist der Fehler der zu grossen Weite der Definition (*definitio latior*).

b) Das Definiens kann mit kleinerem Umfange als das Definitum bestimmt werden. Dies nennen wir den Fehler der zu grossen Enge der Definition (*definitio angustior*). Als Beispiel beider Fehler dient die von Lessing¹⁾ in seinen Abhandlungen über die Fabel untersuchte Definition der Fabel von de la Motte²⁾: „La Fable est une instruction déguisée sous l'allégorie d'une action“ — „die Fabel ist eine unter der Allegorie einer Handlung versteckte Lehre.“ Lessing zeigt, „dass die Fabel nicht bloss eine allegorische Handlung, sondern die Erzählung einer solchen Handlung sein kann.“ Also ist die Erklärung de la Mottes zu weit (*latior*). Zweitens sagt Lessing: „Das Wort Lehre (*instruction*) ist zu unbestimmt und allgemein.“ Er meint, „es misshandelt sie (die Fabel) jeder, der eine andere als moralische Lehre darin vor-

•1) Abhandlung I, Von dem Wesen der Fabel. Übrigens sind diese Definitionsuntersuchungen von Lessing ausserordentlich lehrreich.

2) Discours sur la Fable.

zutragen sich einfallen lässt.“ Also noch einmal zu weit. Weiter bemerkt Lessing: „Da die Fabel nur alsdann allegorisch wird, wenn ich dem erdichteten einzelnen Falle, den sie enthält, einen anderen ähnlichen Fall, der sich wirklich zugetragen hat, entgegenstelle, da sie es nicht an und für sich selbst ist, insofern sie eine allgemeine moralische Lehre enthält: so gehört das Wort Allegorie gar nicht in die Erklärung derselben.“ Also schliesst diese Bestimmung die dem Begriffe zukommenden Arten unberechtigtweise aus; die Definition ist zu eng (*angustior*). Gegenüber dem ersten Fehler stellen wir die Forderung, dass das in der Begriffsbestimmung enthaltene Urteil ein reciprokables sei (jedes $M = Z$ und jedes $Z = M$); gegenüber dem zweiten die Forderung, dass es ein allgemeines Urteil sei (alle $M = Z$, und durch Kontraposition, kein M ist ein $\text{non} - Z$). Die Vermeidung dieser beiden Fehler durch die Erfüllung der Forderung, dass die Definition „adäquat“ sei, ist zugleich eine der schwierigsten, aber wichtigsten Aufgaben der Begriffsbestimmung.

c) Die Forderung der Präzision der Definition ist bereits aufgestellt worden. Ein Vergehen gegen dieselbe, wo man Merkmale angiebt, die bereits in anderen untergeordneten enthalten sind, sowie auch abgeleitete Merkmale neben den grundwesentlichen, nennt man den Fehler der Abundanz (*definitio abundans*).

Nennt man z. B. in der Definition des Parallelogramms ausser der Parallelität noch die Gleichheit der parallelen Seiten, so definiert er abundant. Übrigens ist eine abundante Bestimmung nicht absolut fehlerhaft, vielmehr ist sie oft zulässig; wenn nicht in obigem Beispiel, doch

wenigstens, wo der Zusammenhang der Merkmale nicht absolut sicher ist.

d) Ferner ist schon dargelegt worden, dass eine richtige Definition eine auf einfachere Elemente zurückgehende Analyse voraussetzt: es folgt also, dass das Definiendum dann nicht wieder unter den in der Definition angegebenen Elementen erscheinen darf, weder in versteckter noch offener Weise; sonst begeht man den Fehler der Zirkels (*ὑστερον πρότερον*, diallele, circulus sive orbis in definiendo). In solchen Fällen ist das identische Urteil $A = A$, (Principium identitatis) völlig unfruchtbar. Der Grundsatz der Einerleiheit kann nur ausgiebig sein, wo das Urteil zwei verschiedene ($A = B$) Begriffe verknüpft. Man begeht also den Fehler des Zirkels (von dem wir hier die echte, obschon verwandte Tautologie unterscheiden werden), indem man erstens, die Arten eines Begriffs, die ja den Begriff enthalten, angiebt, oder zweitens, indem man durch andere Ausdrücke denselben Begriff im Prädikat wiederholt, der das Subjekt ausmacht. Zum Beispiel: In seinen Untersuchungen über den Begriff der Tugend in Meno führt Plato unter anderem die Definition auf: „Tugend ist das Vermögen, das Gute mit Gerechtigkeit zu erwerben“. Da aber Gerechtigkeit eine Tugend ist, ist diese Bestimmung offenbar ein „Circulus in definiendo“. Dieser Fehler ist vielleicht der allgemeinste; eine besondere Veranlassung zu demselben geben die Versuche, die relativ letzten Begriffselemente zu definieren. Diese letzten Elemente sind eigentlich undefinierbar. Bekannte Beispiele liefern fast sämtliche Versuche, „Grösse“ oder „Gerade Linie“ zu bestimmen. „Grösse ist das, was vermehrt oder vermindert werden kann“. „Eine gerade Linie ist eine Linie, die

ihre Richtung nie verändert“. Solche Begriffe lassen sich zwar unter einem Genus proximum unterordnen, aber eine eigentliche Differentia specifica für sie giebt es gewöhnlich nicht. So z. B.: „Grün ist eine Farbe“; Farbe ist das Genus proximum, die spezifische Differenz aber lässt sich nicht ausdrücken, oder höchstens nur in negativer Weise durch die Verneinung aller übrigen möglichen Merkmale. Dann wäre die Erklärung zugleich distinguierend. „Parallelen sind gerade Linien, die in einer und derselben Ebene liegen, und wie weit man sie auch nach beiden Seiten verlängere, doch nicht zusammen treffen.“ Diese euklideische Erklärung ist zugleich teils negativ und distinguierend, genügt aber zur Charakterisierung der Parallelen nur, wenn die Linien gerade sind, nicht krum. Oft lässt sich die genetische Definition zur Verminderung des *διάλληλος* verwenden. Eine Linie ist kaum anders zu bestimmen als nach der Art ihrer Genesis durch die Bewegung eines Punktes. Hier wieder muss der spezielle Zweck der Definition häufig ausschlaggebend sein. In physikalischem Sinne lassen sich die Farben genetisch bestimmen als Spektralfarben, die durch gewisse Anzahlen von Schwingungen pro sec. erzeugt werden: „Rot ist diejenige Spektralfarbe, die annähernd durch 450 Bill. Ätherschwingungen pro Sekunde erzeugt wird.“

2. Unter den sprachlichen Ausdrücken anhaftenden Fehlern heben wir insbesondere folgende drei hervor:

a) Mit dem obenerwähnten Fehler der Diallele ist die Tautologie (*idem per idem definire*) verwandt, die wir hier allein auf das Sprachliche beziehen. Bei diesem Fehler kehrt der den Begriff bezeichnende Ausdruck ausdrücklich oder in verhüllter Weise in der Definition

wieder. „Freiheit ist das Vermögen frei zu handeln“. Eine Tautologie ist desto leichter zu begehen, wo man Fremdwörter benutzt; deshalb ist die reine Muttersprache womöglich vorzuziehen. Insoweit sind die Bestrebungen gegen die Aufnahme und den populären Gebrauch von Fremdwörtern berechtigt und von praktischem sowohl als ästhetischem Werte. Eine partielle Ausnahme machen schon diejenigen Nominaldefinitionen und Worterklärungen, die ihren Zweck lediglich in der terminologischen Übereinstimmung finden und die häufig den Erörterungen der wissenschaftlichen Werke oder der Lehrbücher vorausgeschickt werden. So z. B.: „Somatologie ist die Lehre von dem Leibe“, „Psychologie ist die Lehre von der Seele.“ Das sind synonymische Nominalerklärungen, denen ihres Zwecks wegen die Tautologie gestattet ist.

b) Im allgemeinen soll man nicht durch Negation bestimmen wollen, denn mit dem, was ein Begriff nicht ist, ist nicht gesagt, was er ist. „Ein Säugetier ist ein Tier, welches keine Eier legt.“ Hingegen ist die Forderung: „*definitio ne fiat per negationem*“ nicht unbedingt gültig, da, wie schon betont, wir sehr häufig einen Begriff von anderen koordinierten nur durch Privation, bezw. Negation gewisser Merkmale unterscheiden können. Der Zweck einer Definition schliesst aber die Unterscheidung des betreffenden Begriffs von anderen mit ein; deshalb sind Negationen oft unvermeidlich. Das logische Verhältniss der Negation und Affirmation in Definitionen lässt sich folgendermassen ausdrücken: In dem bejahenden Urteil: $S = P$ ist das Prädikat entweder eine Kategorie (Gattung) des Subjekts oder eine Eigenschaft (Artunterschied) desselben. Die Bestimmung erfolgt durch innere konstitutive Merk-

male. In dem verneinenden Urteil: $S = \text{nicht } P$ wird entweder das S von dem verwandten P unterschieden, ihre Einerleiheit verneint, oder irgend eine Kategorie oder Eigenschaft P ausgeschlossen. Also wird der Inhalt von S von aussen her begrenzt.

c) Da die logische Definition vorwiegend einen wissenschaftlichen Zweck hat, soll man im allgemeinen alle bildlichen Ausdrücke vermeiden. Durch bildliche Definitionen werden wir allzusehr leicht irre geleitet, insbesondere da, wo es sich um die Bestimmung solcher Begriffe, wie „Ursache“, „Wirkung“, „Entwicklung“ u. dergl. m. handelt. Gerade der Unbestimmtheit solcher Begriffe zufolge sind wir sehr geneigt, glänzend und bildlich, statt anschaulich und direkt zu reden.

G. Wert und Anwendung.

1) Wir haben gesehen, dass sich eine gültige Begriffsbestimmung, sowie auch ein deutlicher logischer Begriff nur auf Grundlage der relativ vollkommenen Anschauung gewinnen lässt; dass die Zusammenstellung einer Definition zunächst den Weg der sorgfältigen, eingehenden Analyse des Begriffenen einschlägt, und dass dann erst eine Synthese und sprachliche Äusserung des strenglogisch Wesentlichen erfolgt. Es hat sich also herausgestellt, dass die wichtige Rolle, die die Anschauung in der Erkenntnistheorie überhaupt spielt, auch für das Problem der Begriffsbestimmung ihre volle Geltung hat. Damit aber wollen wir keineswegs die denkende Ver-

nunftthätigkeit beeinträchtigen oder geringschätzen, denn in letzter Linie haben unsere Anschauungen, von der ersten Empfindung an, nur im Denken einen Sinn, eine Bedeutung, und die ganze Thätigkeit der Begriffsbildung und -Bestimmung ist eine denkende. Wenn der Wert der Begriffe davon abhängt, dass deren Inhaber selber den Weg von der Anschauung zu ihrer Bildung selbstthätig gemacht hat, so dass er leicht und sicher wieder von ihrem Inhalte zu ihrem Umfange gehen kann, so hat die bloss gedächtnismässige Aneignung einer fremden Definition für die geistige Bildung keinen hohen Wert; die eigentliche Denkthätigkeit ist damit von vornherein ausgeschlossen, und Definitionen werden die Erzeuger geistiger Zwerge und die Ursache geistestötenden Lippenwerks. Nur peinliche Berücksichtigung des Verlaufs des naturwüchsigen Vorgangs der Begriffsbildung kann uns von diesen Missbräuchen zurückhalten, und deshalb haben wir von vornherein Begriffsbestimmung nur im Lichte und parallel mit der Begriffsbildung betrachtet.

Da nun die Anschauung sich fortwährend ändert, erweitert, vertieft, so müssen wir am Ausgang unserer Betrachtungen betonen, dass man, streng theoretisch genommen, keine feste Regel aufstellen kann, nach welcher klare und feste Begriffsbestimmungen endgültig gewonnen werden können. Hierin teilt die Definitionstheorie das Schicksal der ganzen formalen Logik. Sowie in der Vergangenheit die Erfindungen und Verbesserungen der Technik ganze Wissenschaften und damit selbst die geliebtesten Traditionen umzustürzen wussten, so können in der Zukunft neue Leistungen der Technik oder Verbesserungen der Methode eine Fülle unserer besten Definitionen erschüttern. Um Widersprüche zu vermeiden,

bedarf es immer einer Begriffserweiterung; die angewandte Logik hat auch mit psychologischen Erwägungen zu rechnen; Form schaut man nur durch die Offenbarung eines Inhalts an, und dieser kann nicht zur Ruhe gezwungen werden.

In formaler Hinsicht fällt diese Schwierigkeit teils weg. Bei allem stetigen Wechsel der Anschauung bleibt doch die aristotelische Logik, wenigstens in formaler Hinsicht, wesentlich unberührt und giebt die Normalgesetze, nach welchen sich selbst die neuesten und vollkommensten Umgestaltungen der Wissenschaft richten müssen. Ebenso verhält es sich auch bei der Begriffsbestimmung; wir können unseren Regeln dafür eine gewisse Absolutheit der Form zuschreiben, unter Vorbehalt einer Realität des Stoffes, des Inhalts, der zugrunde liegenden Anschauung.

2) Wo es sich um die Feststellung der logischen Begriffe handelt, ist eine eigentliche reale Definition als das Endresultat und zugleich das schwierigste Resultat der vollendeten Wissenschaft anzusehen. Ist doch eine Begriffsbestimmung einmal gegeben, so kann sie zur Beweisführung dienen, wobei gewiss die vorangehende Begriffsuntersuchung vorausgesetzt wird. Als Grundlage einer Beweisführung stehen die Definitionen neben den Axiomen und bilden mit diesen die einzigen letzten Lehrsätze. Man gedenke nur der Ethika Spinozas, wo Definitionen und Axiome die einzige Grundlage bilden, worauf sich eine philosophisch-mathematische Beweisführung entwickelt. Sehr häufig finden wir zwar, dass die Definitionen eine wichtige Rolle in Schlussfolgerungen spielen und selbst in reiner Form in dem Obersatz erscheinen. Dieser ist dann ein konjunktives, reciprokables,

die systematische Definition eines Gegenstandes enthaltendes Urteil, welches die Bestimmungen angiebt, die dem im Subjekt des Untersatzes befindlichen Begriffe zukommen müssen, falls er im Schluss unter den im Obersatz bestimmten Begriff soll untergeordnet werden dürfen.

O. S. Alle Menschen der äthiopischen Rasse haben krauses Haar, vorstehende Kiefern, wulstige Lippen und stumpfe Nasen.

U. S. Nun aber haben die Araber diese Merkmale nicht.

Schl. Also gehören sie nicht zur äthiopischen Rasse.

3) Aber die Begriffsbestimmung steht nicht allein in Beziehung zur logischen Beweisführung, sondern ebenso zu einem anderen Teile der Logik, nämlich dem der Division. Die Definition richtet sich nach dem Inhalte, die Einleitung nach dem Umfange des Begriffs. Diese beiden Teile der Logik gehören zusammen und ergänzen einander, was schon dann klar einleuchtet, wenn man in Betracht zieht, dass jene das Gleichartige im Unterschiedenen, diese das Unterschiedene im Gleichartigen feststellt. Trendelenburg¹⁾ sagt: „Schon Plato verlangte von der Wissenschaft mit gleicher Kraft beides, Zusammenführung des Vielen in das Eine und gesetzmässige Einteilung des Einen in das Viele; und wer seinen Verstand vor Einseitigkeit behüten und seinen Kopf wissenschaftlich schulen will, muss beides üben.“ Die Definition drückt in gedrängter Weise das Wesen, das „Gesetz der Sache“ aus; nach diesem Gesetz aber richtet sich die Division, die dann eine methodische Übersicht der be-

1) „Log. Untersuchungen“ Bd. II, § 5.

sonderen Erscheinungen liefern will, indem sie die Herrschaft des Gesetzes über das Besondere ermöglicht. Dass die Division von der Definition abhängt, zeigen folgende, die Division kurz charakterisierende Worte Herbarts¹⁾: „Die Angabe des Umfangs eines Begriffs vermittelt einer Reihe ihm untergeordneter Begriffe ist die Einteilung desselben. Sie erfordert einen Einteilungsgrund (fundamentum divisionis). Nämlich die spezifischen Differenzen, welche man als determinierende Merkmale dem einzuteilenden Begriffe zusetzt, um in seinen Umfang herabzusteigen, müssen eine Reihe bilden, d. h. sie müssen ein gemeinschaftliches Merkmal haben. Dieses Merkmal ist der Einteilungsgrund oder dasjenige, worauf die Aufmerksamkeit fortdauernd gerichtet bleiben muss, während man die Teilungsglieder angiebt.

4) Für die allgemeine Philosophie hat die Bildung und Bestimmung der logischen Begriffe die Bedeutung eines wichtigen Wendepunktes im geistigen Leben sowohl des Volkes als des Einzelnen, denn die Begriffsbestimmung ist der Ausdruck eines inneren Vorganges, wobei das Individuum zur besonnenen Beherrschung und Kenntnis seiner eigenen Bewusstseins-elemente gelangt und sich von der Herrschaft sinnlicher Auffassung der blossen Einbildungskraft befreit. Wo die Einbildungskraft im Innern vorherrscht, äussert sich das geistige Leben des Ganzen (insoweit es sich einer Reflektion hingiebt) in einer Mythologie; gelangt aber die ruhige Besinnung, die Analyse des geistigen Stoffes, zum Rechte, so wird erst dann eine wahre und echte Wissenschaft möglich. Sehr bezeichnend für diese Ansicht ist, dass gleichzeitig mit der Herr-

1) „Lehrb. z. Einl. in die Phil.“ I. c.

schaft einer höchst mythologischen Weltanschauung und Theogonie sich die ersten Anfänge der Philosophie und Wissenschaft (die damals zusammen fielen) in den Systemen der Griechen Thales, Anaximander, Anaximenes, Heraklit auf die allersinnlichsten, ja fast materialistischsten Anschauungen aufbauten. Also hier schon ein geschichtlicher Wendepunkt; der Mensch will seine Weltbegriffe näher und logisch strenger bestimmen, und zwar zunächst auf Grund naturphilosophischer Anschauungen.

5) Für die Wissenschaft haben die Begriffsbildung und -Bestimmung ebenfalls grossen Wert, da jede Wissenschaft ein systematischer Komplex von Begriffen ist. Vor allem wollen wir hier darauf hinweisen, dass die Methode der Definition der des wissenschaftlichen Aufbaus entspricht. Diese besteht vorwiegend, den Hauptzügen nach, 1) in der Analyse der Grunderscheinungen in einfachere und einfachste Kräfte, Elemente, woraus dann 2) man das Unveränderliche, die Grundformen, die Gesetze entnimmt, um 3) nach diesen das systematische Ganze wiederaufzubauen. Ebenso verfährt die Bildung der Definition: 1) Analyse des psychisch Begriffenen, 2) Abstraktion des Grundwesentlichen, „des Gesetzes der Sache“, 3) Wiederherstellung des gereinigten, logischen Begriffs. In ihrer Anwendung auf speziellen und praktischen Gebieten aber erfährt die Theorie der Begriffsbestimmung je nach dem Charakter der betreffenden Wissenschaft bald Einschränkungen, bald freieren Spielraum. Es leuchtet ganz direkt ein, dass das Gebiet der Mathematik und der von ihr beherrschten exakten Wissenschaft grössere Genauigkeit und Vollkommenheit erreichen können, als das Gebiet der Geschichte, der Philosophie, oder der weniger exakten Wissenschaften

(Geographie). Ebenso verhält es sich auf den verschiedenen Gebieten der angewandten Wissenschaft. Hier, wo es sich vor allem um unmittelbar praktische Verwertung handelt, muss man sich sorgfältig vor zu grosser Weite oder Enge der Definition hüten. In der Jurisprudenz z. B. redet man von Wucherei, Fälschung, Mord, Diebstahl, — Begriffe, die offenbar gesetzlich bestimmt werden müssen, ehe man einen besonderen Fall unter die allgemeine Gattung unterordnen kann. Alle begreifen diese Erscheinungen so ziemlich übereinstimmend; jeder ist imstande, einen Fall des Diebstahls, der Fälschung zu erkennen, doch sind diese juristischen Begriffe äusserst schwierig zu bestimmen. Trifft man seine Definition nicht glücklich, man kann er einerseits allzusehr verpflichtet werden, andererseits Veranlassung zu anderen oder neuen Verbrechen geben. Demgemäss begreift man den juristischen Lehrsatz: „Alles Definieren im Recht ist gefährlich“, und desto gefährlicher, weil meist notwendig. Ähnlich verhält es sich im allgemeinen auf jedem Gebiete der angewandten Wissenschaft. Man hat für die eigene Gestaltung der betreffenden Wissenschaft und ihre praktische Anwendung zu sorgen. Logisch zu definieren ist keine leichte, gleichgültige Aufgabe. Sie erfordert Überlegungen hinsichtlich Form, Zweck, Inhalt und Erkenntnisquelle.

H. Beziehung zur Pädagogik.

Vielleicht die nächste Veranlassung zu einigen Betrachtungen über die spezielle Bedeutung der Definitionslehre für die Pädagogik wäre die Thatsache, dass die Unterrichtsmethodiker in der Vergangenheit wie ebenfalls noch vielfach heute mit Definitionen Unsägliches gesündigt haben. Der Gedanke ist zwar sehr lockend und scheint leicht ausführbar zu sein, dass durch wohlbegründete und schön ausgedrückte Definitionen ein beliebiges Quantum Weisheit sich überliefern lässt. Trotz der Bemühungen und Worte eines Pestalozzis oder Herbarts sind die Pädagogen noch immer nicht von diesem Wahn frei geworden; und heutzutage, ungeachtet einer auf psychologischen Naturvorgängen begründeten, vielfach theoretisch und praktisch ausgebildeten Theorie der Unterrichtsmethode, operiert man allzusehr häufig mit glänzenden Verallgemeinerungen und klingenden Definitionen.

Schon Kants berühmter Satz: „Begriffe ohne Anschauungen sind leer“, weist auf pädagogische Wahrheit hin. Wie kann das, was lediglich auf Anschauungen irgendwelcher Art beruht, dessen Inhalt denselben entnommen wird, dem Kinde anders als naturgemäss, i. e. von Anschauungen ausgehend und aufsteigend, überliefert werden. Beim Erwachsenen sogar verhält es sich nur scheinbar anders; denn selbst in diesem Falle bleibt die Definition leer, falls der Empfänger nicht die vorausgesetzten Anschauungen erfahren hat. Der Unterschied besteht nur in der Erfahrungsstufe.

Deshalb warnte schon Pestalozzi¹⁾: „Anschauungslose Definitionen erzeugen . . . eine schwammige Weisheit, die aber am Sonnenlicht sehr schnell sterben und den heiteren Himmel als das Gift ihres Daseins anerkennen muss.“ Weiter²⁾: „Alle Definitionen, d. i. alle solche bestimmte, wörtliche Darlegungen des Wesens irgend eines Gegenstandes enthalten indessen für das Kind nur insoweit wesentliche Wahrheiten, als sich dasselbe des sinnlichen Hintergrundes des Wesens dieser Gegenstände mit grosser lebendiger Klarheit bewusst ist. Wo ihm die bestimmteste Klarheit in der Anschauung eines ihm definierten sinnlichen Gegenstandes mangelt, da lernt es bloss mit Worten aus der Tasche spielen, sich selbst täuschen und blindlings an Töne glauben, deren Klang ihm keinen Begriff beibringen wird“ . . . Mit anderen Worten: man treibt einen glänzenden, aber leider auch leeren Verbalismus. Der Grund dafür liegt auf der Hand. Man überliefert damit nicht den Begriff selber, sondern nur das Zeichen desselben. Der Wert des Begriffes aber hängt davon ab, dass der Weg vom Inhalt zum Umfange desselben stets seinem Besitzer leicht gangbar bleibt, was nur der Fall sein kann, wo dieser „den Weg vom Umfange zum Inhalte selbstthätig, d. h. selbstdenkend, zurückgelegt hat.“³⁾ Deshalb, will der Lehrer überhaupt Begriffsbestimmungen anwenden, so hat er vor allem den Weg des natürlichen Verlaufs der Bildung und damit auch der Bestimmung der Begriffe einzuschlagen.

1) Wie Gertrud ihre Kinder lehrt X, § 23.

2) l. c.

3) Ackermann, „Formale Bildung“, S. 45. Man vergleiche hierzu seine sehr trefflichen Bemerkungen im ganzen Paragraph, S. 44—45.

Es giebt überhaupt keinen zweiten Weg. Die Lehre der Begriffsbestimmung also als Bestandteil der Logik und in Anknüpfung an die Theorie der formalen Stufen macht zwar einen wesentlichen Teil der Ausbildung des Lehrers aus, obschon hinsichtlich ihrer pädagogischen Anwendung zunächst im warnenden Sinne.

Damit nun ist aber dem Lehrer keineswegs geboten: „Bringe deine methodischen Einheiten, deine Begriffsbildungen überhaupt mit Definitionen zum Abschluss.“ Jene Worte Pestalozzis enthalten zwar viele Wahrheit, allein sie sagen uns nicht, inwiefern man im Unterricht bestrebt sein soll, Definitionen zu bilden. Selbst Pestalozzi scheint ein zu grosses Gewicht auf eine in Definitionen abschliessende Begriffsbildung gelegt zu haben¹⁾. Denn trotz seiner starken Warnung vor dem Verbalismus hielt er offenbar die Begriffsbestimmung für einen wesentlichen Abschluss der unterrichtlichen Begriffsbildung; und dass der eifrige Volkserzieher, der schon die naturgemässe Unterrichtsmethode wohl geahnt, aber keineswegs vollendet hatte, seiner eigenen Warnung nicht stets folgte, wissen wir aus einem Berichte²⁾ Herbarts, dessen Pädagogik nachher jene Methode vervollkommnete. Indem er über einen Besuch in Pestalozzis Schule berichtet, sagt Herbart: „Indessen das Auswendiglernen von Namen, von Sätzen, von Definitionen und die anscheinende Sorglosigkeit, ob das auch verstanden werde, machte mich zweifeln und fragen.“ Pestalozzi wollte sich, wie der Bericht weiter erörtert, auf die Macht der Zeit und der

1) Wie Gertrud etc. l. c.

2) Ueber Pestalozzis neueste Schrift: Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. Kehrbach, Bd. I, S. 142.

Gelegenheit verlassen; die tägliche, aber wohl gemerkt zufällige Anschauung sollte in der Zukunft für „die innere Verständlichkeit“ sorgen; „das Kind, mit seiner Beschreibung (oder Definition) im Kopfe, verliess die Schule, begegnete der Anschauung und fasste ihn vollkommener, als hätte der Lehrer seine Worte durch andere Worte erklären wollen“¹⁾. Hier liegt die Schwierigkeit auf der Hand. Trotz seiner Betonung der Anschauung prägte er Worte ein, spricht mit gerechter Verachtung von Erklärung der Worte durch Worte, aber überlässt „die Anschauung in seiner Praxis zu häufig dem Zufall.“ Die heutige Methodik, mit der Theorie der formalen Stufen ausgestattet, will aber vor allem gelenkte, apperzipierende Anschauung. Eine solche Verwendung von Definitionen, wie die eben geschilderte, müssen wir also zurückweisen. Dass man doch in der Pädagogik mit Definitionen rechnen muss, geben wir gern zu; allein man muss sich, selbst bei naturwüchsig entstandenen Bestimmungen, wohl hüten, sonst kann der Unterricht leicht in Verbalismus ausarten. In dieser Hinsicht können wir, auf Grund der schon erörterten logisch-psychologischen Grundsätze folgendes Prinzip aufstellen:

Genauigkeit der Definition ist nur bei einem auf dem betreffenden Gebiete gründlich Geschulten, bei einem, der die betreffenden Anschauungen hat annähernd erschöpfen können, möglich²⁾. Sonst wird man sich mit bloss memorierten oder gewissermassen störend unvollkommenen Bestimmungen zufrieden geben.

1) Herbart, „Ueber Pestalozzis neueste Schrift etc.“ l. c.

2) Vergl. hierzu Ackermann, „Form, Bild“ l. c. oben.

Von dem Kinde also könnte man entweder nur eine mehr oder weniger dürftige Begriffsbestimmung oder eine memorierte erwarten. Im allgemeinen aber müssten wir es als bedenklich, wenn nicht schädlich, betrachten, das Kind in allen Fällen anzuregen, seine Begriffsbildungen in formaler, sprachlicher Weise so zum Abschluss zu bringen, da es ja noch lange nicht die Erfahrung, die Anschauung, auch nur annähernd, hat erschöpfen können. Wie Ackermann¹⁾ sagt, bleibt es eine der wichtigsten Aufgaben des Unterrichts, die naiven psychologischen Begriffe möglichst zu vervollkommen, damit sie sich gewissermassen den logischen Begriffen nähern. Dass diese Aufgabe aber in den Jahren des Schullebens nicht völlig erledigt wird, liegt auf der Hand. Der gewöhnliche Mensch soll ja, wie von seiten des Sprachunterrichts reichlich besorgt werden soll, imstande sein, sprachlich den Inhalt seiner Begriffe angeben zu können. Dies aber im Sinne einer logischen resp. Realdefinition kann nur der Sachverständige. Erzöge man deshalb das Kind zur Gewohnheit, fertige logische Definitionen auszuarbeiten, so läuft man Gefahr, einerseits seine Geistesthätigkeit in Verbalismus ausarten zu lassen, anderseits die Bildung seiner Begriffe, die gerade während der Kindheit und Jugend vielfache Verschiebungen erfahren, frühzeitig von der sicheren, konkreten Grundlage der Anschauung zu trennen. — Ferner ist eine sprachlich und logisch vollkommene, originell gefasste Definition das Resultat nicht nur reichlicher Anschauung, sondern auch vollständiger Beherrschung sowohl der betreffenden Terminologie als auch des gewonnenen Gedankenmaterials.

1) l. c. Form. Bild.

Solche Beherrschung erreicht das Kind ausserordentlich selten; deshalb ist der Lehrer vielfach gezwungen, Definitionen memorieren zu lassen und den Zögling damit der Gefahr des Verbalismus auszusetzen. Eine zweite Warnung hält uns also von dem allzufreien Gebrauch von Definitionen zurück und veranlasst die Frage: „In welchen Fällen und unter welchen Umständen sind Definitionen beim Unterricht zulässig und nützlich?“

Zur Beantwortung dieser Frage wird dienen können, was schon am Anfang dieser Abteilung über Gebrauch der Definitionen und speziell über ihre Beziehung zu zwei anderen logischen Operationen, nämlich Beweisführung und Division, erörtert wurde. Dort wurde auseinandergesetzt, dass Definitionen als Grundlage von Schlussfolgerungen dienen und den Einteilungsgrund zur Division angeben können. Für diese logischen Funktionen sind in gewissen Fällen Begriffsbestimmungen geradezu unentbehrlich. Finden wir demgemäss, dass irgendwelche Fächer der ihnen eigentümlichen fachwissenschaftlichen Methode zufolge im Unterricht zuweilen eine so streng logische Beweisführung oder Division erfordern, dass der Unterricht ohne Definitionen nicht gelingen könnte, so werden wir die pädagogische Verwendbarkeit derselben in solchen Fällen zugeben müssen. Nehmen wir nun sämtliche Schulfächer durch, so wird auffallend sein, bei wie wenigen sich diese Verwendbarkeit ergibt. Von der natürlichsten Einteilung¹⁾ der Fächer in historisch-humanistische und naturkundliche ausgehend, betrachten wir zunächst jene. Den ersten Platz als humanistisch-historische Fächer erhalten diejenigen Fächer, die in

1) Rein, „Pädagogik im Grundriss“, S. 106.

erster Linie auf Beeinflussung der Gesinnung hinzielen, also die Gesinnungsfächer, biblische und profane Geschichte und Litteratur. Wie schon hier hervorgehoben, lassen sich Begriffe dieser Gebiete überhaupt nicht nach den strengsten Definitionsformen bestimmen; übrigens liegt kein Grund noch Bedürfnis vor, die Bildung derselben während der Kindheit, bezw. Jugend, zum formallogischen Abschluss zu bringen. Das hiesse ja, den historischen, litterarischen und moralischen Sinn des Zöglings abstumpfen. Deshalb vermeide man es gerade hier, formale Definitionen bilden oder einprägen zu lassen. Der Gesinnungsunterricht muss sich mit der Erzeugung reiner, edler Gesinnung und der Erweckung eines historischen, kulturellen und litterarischen Sinnes begnügen und die Vervollkommnung der grossen weltumspannenden Begriffe einer Zeit des reiferen Denkens überlassen. Wir meinen, einem jeden der sich des Charakters und der Ziele (sittlicher Handlungen) des Gesinnungsunterrichts klar bewusst ist, wird dieser Standpunkt ohne weiteres einleuchten. Dass dies nicht der Fall ist, bezeugen die Schulleitfäden¹⁾, sowie auch zu häufig der Unterricht. Wenden wir uns z. B. an „La première année d'instruction morale et civique²⁾, die fast weiter nichts ist, als eine

1) Und eine richtige pädagogische Würdigung der Definitionslehre trifft ja zunächst die Leitfadenmacher, die, sobald die natürliche, auf die Psychologie beruhende Unterrichtsmethode ihre gehörige Macht erreicht, den Hauptteil ihrer Beschäftigung werden einbüßen müssen.

2) „Notions de Droit et d'économie politique (Textes et Récits), pour répondre à la loi du 28 Mars 1882, sur l'enseignement primaire obligatoire; ouvrage accompagné de résumés, de questionnaires, de devoirs et d'un lexique des mots difficiles“, par Pierre

gedrängte Zusammenstellung gewisser moralischer und ökonomischer Begriffe, in der Form von Definitionen oder Pflichtgeboten. So Seite 53. „Lorsque plusieurs ouvriers s'unissent pour travailler et vendre eux-mêmes les produits de leur travail, ils forment une association appelée *s o c i é t é c o o p é r a t i v e*“, und „On appelle associations commerciales ou industrielles celles de deux ou plusieurs personnes qui s'unissent pour exploiter un commerce ou une industrie.“ Weiter: „On appelle contributions directes celles qui frappent directement la personne du contribuable, ou sa fortune“. Diese sind leidliche Nominalbestimmungen. Unseres Erachtens ist ihre Anwendung aber ein Missbrauch, 1) weil sie ohne Anschauung hingestellt werden; sie bleiben so lange verbal, bis der Zögling ihren Inhalt erfahren hat; 2) ist dies der Fall, so liegt kein Bedürfnis vor, die Begriffe formal zu bestimmen, da dies keiner Einteilung dienen kann, und wo der Unterricht ihrer als Grundlage bedarf, sind sie frisch aus den einzelnen Erfahrungen des Zöglings zu schöpfen¹⁾. Wie leicht täuscht man sich mit seinen Leitfäden und wie viele Mühe giebt man sich, sie schön zu verfassen, während das sämtliche Material der Anschauung, worauf doch schliesslich alles bezogen werden muss, den Zögling und seinen Lebenskreis umgiebt! Sündigt nicht ebenfalls unser Katechismus häufig, und namentlich da, wo es sich um religiöse Begriffe handelt: „Die Taufe ist nicht

Laloi, Paris, A. Colin et Cie. Gerade dieses Werk wird hier in Betracht gezogen, als Beispiel einer dem französischen Erziehungswesen eigentümlichen Einrichtung.

1) Dasselbe gilt für die sittlichen Maximen, die man in demselben Werke in ähnlicher Weise aufführt.

allein schlecht Wasser, sondern sie ist das Wasser in Gottes Gebot gefasst und mit Gottes Wort verbunden?“ Man wird meinen, diese Definitionen nachher erklärt werden. Was sind das aber für Bestimmungen, die nachher erklärt werden müssen? Weshalb will man gerade hier den natürlichen Verlauf des Glaubens geradezu umkehren und von vornherein einzwängen, was von selbst entstehen kann?¹⁾ Man sieht also, dass bei Gesinnungsunterricht Definitionen und leerer Verbalismus fast unzertrennlich verknüpft sind. Jene können weder als Voraussetzungen, noch zur Einteilung dienen und bleiben deshalb Worte.

Bei der zweiten Reihe der historisch-humanistischen Fächer, i. e. beim Kunstunterricht (Zeichnen, Modellieren, Gesang) kann ebenfalls von einer sprachlichen Begriffsbestimmung überhaupt nicht die Rede sein, da es sich hier lediglich um die Ausbildung des ästhetischen Kunstsinnes handelt, durch Übungen, die die Gedanken in nichtsprachlicher Weise zum Ausdruck bringen. Ähnliches gilt für die dritte Reihe der Gesinnungsfächer, für den Sprachunterricht; das Endziel desselben ist die Erwerbung einer Fertigkeit, die dem Zögling ein Reich aufbewahrter Gedanken eröffnen oder ihn zu sprachlichem Gedankenaustausch befähigen soll. Sämtliche Klassifikationen und Schlussfolgerungen beruhen auf gewissen Normen, die die Gewohnheit allein brauchbar macht. Definitionen könnten hier höchstens einen vorübergehenden Wert haben. Sie sind dann meist nominal und erhalten ausserdem nicht eher eine Bedeutung, als

1) Vergleiche Thrändorf, „Die Behandlung des Religionsunterrichts“.

bis die betreffenden Begriffe durch wiederholte Erfahrung wenigstens rein psychologisch entstanden sind. Z. B.: „Interjektionen oder Empfindungswörter sind Laute, mit welchen man verschiedene Empfindungen der Freude, des Schmerzes, der Verwunderung, des Wohlgefallens, der Furcht etc. ausdrückt“, oder „Konjunktionen oder Bindewörter sind Fremdwörter, welche dazu dienen, die Beziehung oder das Verhältniss der Sätze oder der Satzglieder zu einander darzustellen.“ Man will nur, dass die Begriffe „Bindewort“ und „Empfindungswort“ leicht brauchbar und anwendbar werden. Dazu aber gehört Übung in Erkennen; Sprachunterricht, der nur Mittel zum Zweck ist, wird aber Selbstzweck, wo man an Definitionen hängt.

Anders verhält es sich schon bei den naturwissenschaftlichen und mathematischen Fächern. Hier, namentlich bei der Geometrie, darf das Verfahren überhaupt nicht anders als streng logisch sein. Bei der Mathematik handelt es sich um eine Beweisführung, die von absoluten, sicher bekannten Voraussetzungen ausgeht und zu einem einzig möglichen Resultat gelangen muss. Demgemäss muss man zuweilen in dem mathematischen Unterricht, ganz besonders in der Formlehre, auf Begriffsbestimmungen fassen, die aber eine, hinsichtlich der Bildungsstufe des Kindes grösstmögliche Genauigkeit sollen beanspruchen müssen. Der Grad dieser Genauigkeit wird gewiss oft von dem Fortschritt des Unterrichts abhängen. Oft ermöglicht erst späterer Unterricht eine tiefere Einsicht in das Wesen des Begriffs und gestaltet eine früher gelernte Erklärung um. So z. B. beruht die Geometrie zunächst auf den Begriffen „Punkt“, „Linie“, „Fläche“ und „Körper“. Doch muss sie sich zunächst mit unvollkommenen Bestimmungen derselben begnügen; etwa

„Linie heisst ein Weg, welcher zwei Punkte miteinander verbindet.“ Oft begehen diese ersten Bestimmungen den Fehler des Zirkels, da sie ja mit einfachstem Begriffe operieren, die, wie schon erörtert, sich nicht analysieren lassen: z. B. „gerade heisst eine Linie, welche immer in derselben Richtung läuft.“ Aus diesen beiden Schwierigkeiten erkennt man, dass diejenigen Definitionen, die genetisch verfahren, womöglich bei solchen Begriffen vorzuziehen sind: „Fläche heisst der Raum, welcher bei der Bewegung einer Linie durchstrichen wird.“ Hat man aber einmal diese ersten Schwierigkeiten überwunden, so gestaltet sich die Aufgabe bei den abgeleiteten Begriffen viel leichter. Z. B. beruhen sämtliche Bestimmungen der ebenen Figuren auf denen einer Ebene und diese wieder auf denen einer Fläche. Der Forderung der Genauigkeit wegen werden mathematische Definitionen häufig auswendig gelernt werden müssen. Wie schon oben bemerkt, ist die Fähigkeit, genaue Definitionen sprachlich originell abzufassen, ein Kennzeichen der Gelehrtheit, die man nicht im Zögling erwarten darf.

Heutzutage schätzt man die Mathematik nicht mehr so hoch als formal-logische Schulung. Man hat gefunden, dass es doch eine noch wichtigere logische Function giebt, als bloss berechtigte Schlüsse aus gegebenen Prämissen zu ziehen, nämlich wichtige Prämissen aufzustellen. Diese Fähigkeit wird aber nicht durch die Mathematik eingeübt, und deshalb ist heutzutage die Naturkunde so stark emporgestiegen¹⁾. Hier lassen sich aber feste mathematische Voraussetzungen sehr selten finden. Sie brauchen also nicht, wie zuweilen bei der Mathematik, in formalen

1) Der Unterschied ist eben der der Deduktion und Induktion.

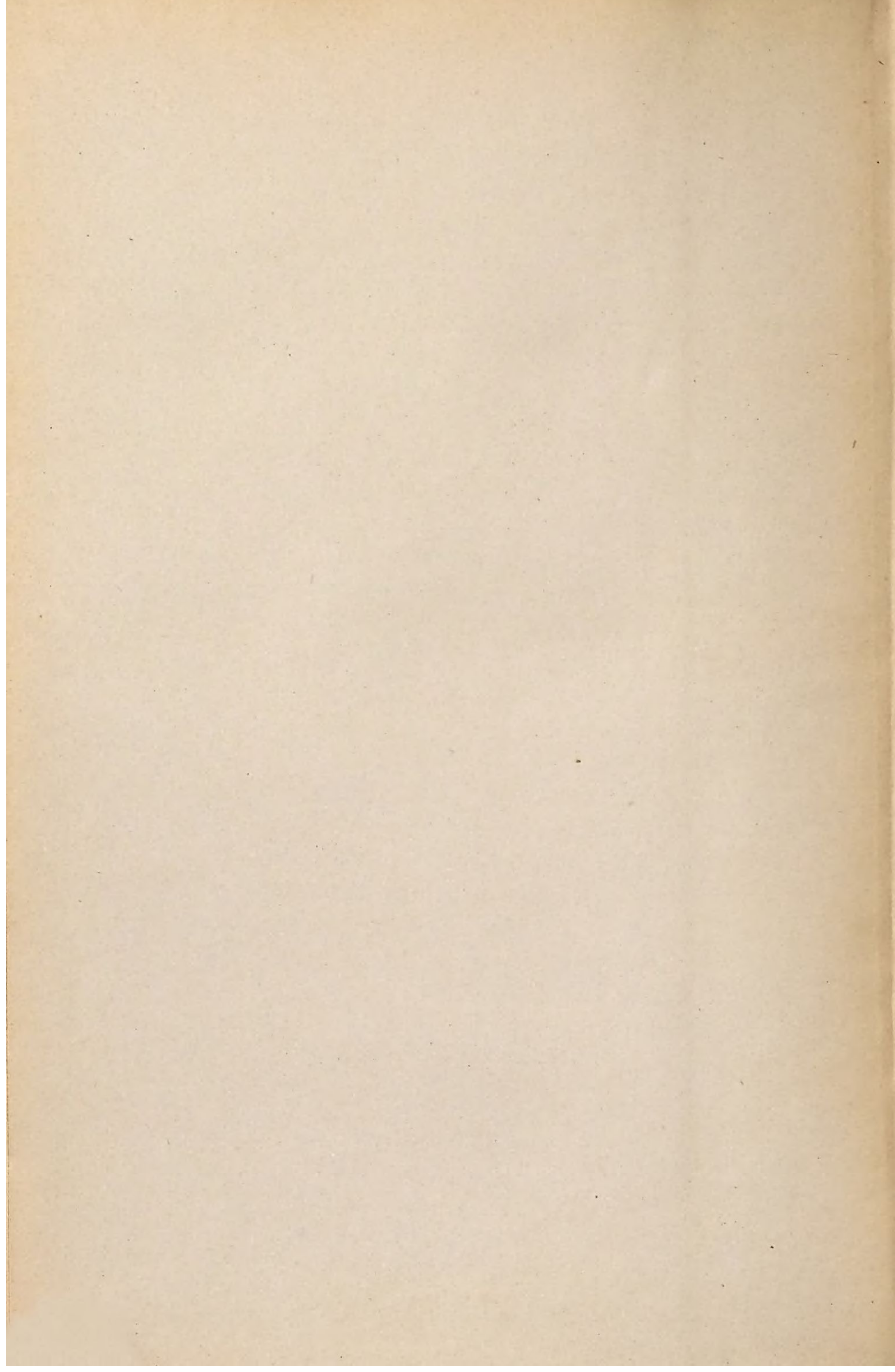
Bestimmungen festgelegt zu sein; vielmehr lässt die heutige Naturkunde ihre Voraussetzungen möglichst frei, wenn nicht locker sein, um damit den Geist bei seiner Vertiefung in die Anschauung nicht zu fesseln. Man fange also nicht mit Definitionen an, denn ganz andere Massstäbe entscheiden über die Folgerichtigkeit eines naturwissenschaftlichen Schlusses. Definitionen können hier nur das Ergebnis tüchtigen Forschens sein. Wie verhält es sich aber mit der Gebräuchlichkeit der Begriffsbestimmung bei der Zusammenfassung der Forschungsergebnisse in Divisionen und Klassifikationen? Hier können wir ihr, namentlich bei wichtigen Resultaten, wohl eine gewisse Bedeutung zuschreiben. Die (S. 65) beschriebene, freiere Form einer Definition wird sich meist empfehlen, um das Wesen des Begriffenen, gemäss der kindlichen Fähigkeit, knapp zusammenzufassen und den Zwecken der Einteilung und Klassifikation freier zu dienen. Neben einem passenden, dem Kinde gut bekannten Gattungsbegriff befinden sich die Artunterschiede, die den Einteilungsgrund angeben und die sich im Verlauf der naturkundlichen Beobachtungen und Vergleichen ergeben haben. Z. B. ergibt sich durch die Betrachtung des Wolfs, des Hundes und des Fuchses folgendes: „Diejenigen Raubtiere gehören der Gattung *Canis*, die durch drei obere und vier untere Lückenzähne, zwei obere und zwei untere, hinter den kräftigen Reisszähnen sich befindende, stumpfhöckerige Mahlzähne, glatte Zunge, fehlendes Schlüsselbein, vorn fünf und hinten vier Zehen, nicht einziehbare Krallen und Gang auf den Zehen charakterisiert sind.“ Hier wäre „Raubtiere“ der passendste Gattungsbegriff für den Schulunterricht, obwohl nicht der nächste; die angegebenen Artunterschiede also

sind dem Begriffe nur zum Teil allein eigentümlich, der Definition aber notwendig, da sie die betreffende Art von anderen, den Raubtieren angehörigen Arten (*felis*, *mustela*) abgrenzen. In der Naturkunde aber soll der Lehrer sich vollständig frei von einem gedächtnismässigen Einprägen von Definitionen halten. Hat das Kind einmal die Sache, den Gegenstand, richtig beobachtet und begriffen, was vor allem die naturgemässe Unterrichtsmethode verlangt, so wird es imstande sein, das Wesentliche für den betreffenden Fall mit wenig Hilfe sprachlich anzugeben; damit ist alsdann die Aufgabe der Bestimmung erledigt.

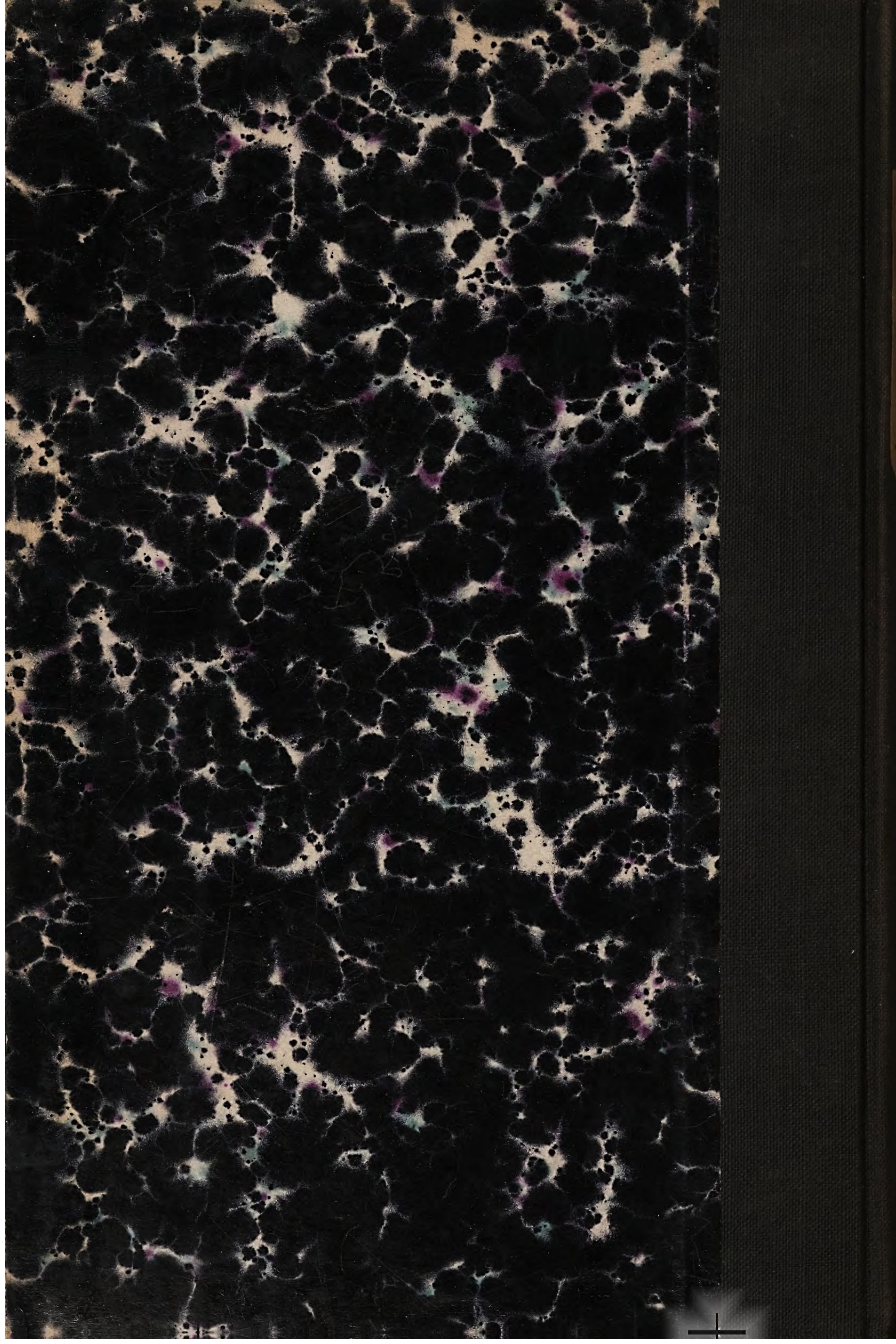
In sehr wenigen anderen Fällen wird sich die Notwendigkeit der Definitionen im Unterricht ergeben; in allen Fällen, wie wir gezeigt, wird der Zweck der Erziehung und des Unterrichts im allgemeinen, sowie auch der spezielle Zweck des Fachs massgebend sein müssen, um pädagogische Praxis von argen Missbräuchen zurückzuhalten.

Noch eines lässt sich über die unterrichtliche Behandlung einer Begriffsbestimmung bemerken. Wenn sie nach den Grundsätzen unserer Theorie abgefasst wird, so wird sie ihren bestimmten Platz in den formalen Stufen des Unterrichts haben müssen, denn diese beruhen auf dem naturwüchsigen Vorgang der logischen Begriffsbildung, die, wie S. 65 gezeigt, im wesentlichen mit logischer Begriffsbestimmung zusammenfällt. Da nun die Definition nichts anders als der Ausdruck eines annähernd vollendeten logischen Begriffs, eines „Gesetzes der Sache“, ist, so gehört sie ohne Zweifel in die Stufe des Systems hinein. Sobald es dann zum sprachlichen Ausdrucke kommt, ist das Ziel die grösstmögliche, sprachliche und

inhaltliche, Genauigkeit, die überhaupt mit der Bildungsstufe des Zöglings übereinstimmt. Die Beziehung der Definitionstheorie zur Theorie der Formalstufen leuchtet in praktischer Hinsicht am klarsten bei der Naturkunde ein, wo das System Definitionen als wissenschaftliche Resultate enthalten kann. Lässt sich nun diese Beziehung durchführen bei der Mathematik, speziell der Geometrie, wo Definitionen praktisch vornehmlich als Grundlage auftreten? Allerdings. Selbst die einfachsten Begriffe der Formlehre bedürfen für ihre psychologische Entwicklung der Erfahrung und müssen durch sie ausgebildet und vervollkommenet werden. Sie lassen sich also nur in Aufbau von der Anschauung pädagogisch in befriedigender Weise definieren.



Karl Bögl.



Van Liew, Charles C.

Die Begriffsbestimmung vornehmlich in ihrer Beziehung zur Pädagogik

1893

Ph.sp. 491 w

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11878870-4